

11 858

ISLAND

Das Wunderland des Nordens



~~No. 95~~



Der Weltwanderer

Band 3 / Island

Der Weltwanderer

Dichtung und Erlebnis

In Einzelbänden herausgegeben von der
Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege
in Berlin



August Scherl G. m. b. H. / Berlin SW

Island

Das Wunderland des Nordens

Ausgewählt und zusammengestellt von
Gerhard Krügel



CBGIOS, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168576

August Scherl G. m. b. H. / Berlin SW

*Island
Lit. post*

Mit 12 Abbildungen auf Tafeln



11.858

E

Deutsche Bücherei
LUBLIN

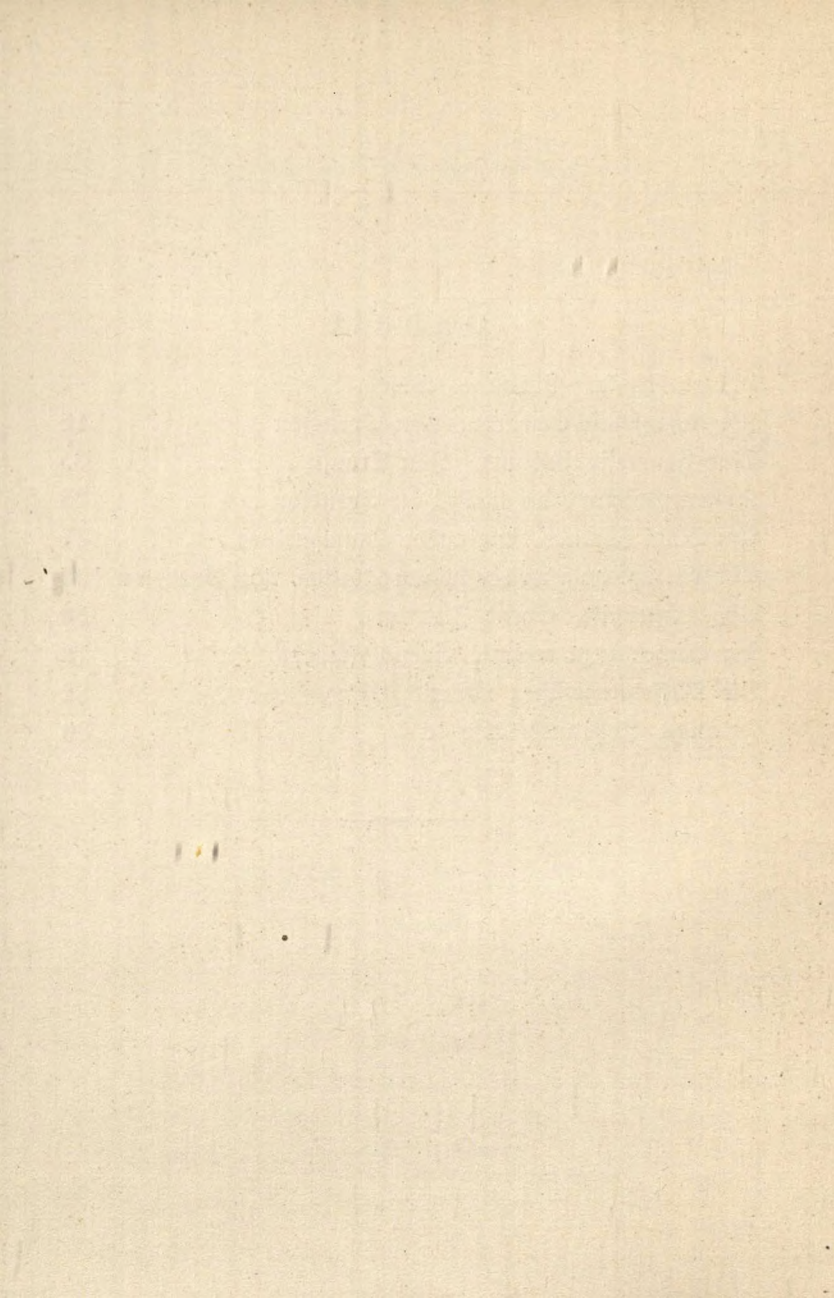
1604

Alle Rechte vorbehalten
Druck von August Scherl G. m. b. H., Berlin

NH-69480 N-4980486/ITMK

Inhalt

Ultima Thule. Johannes Dose	7
Im Kampf mit Eisbären. Jón Svensson	12
Eine Feuereffe Vulkans. Jón Trausti	35
In das Hochland hinaus. Jón Svensson	38
Am Sinai Islands. Alexander Baumgartner	47
Ein Mittagmahl an den heißen Quellen. Jón Svensson	52
Der Wüstenritt. Svend Fleuron	59
Im Schneesturm verirrt. Svend Fleuron	73
Die Missetatenwüste. Heinrich Erkes	82
Friedlos. Johannes Dose	86



Ultima Thule

Schon die Römer erzählten sich eine oft fabelhafte Mär von der Ultima Thule, einer Insel im äußersten Nord- und Nebelmeer, wo in endlos langer Nacht keine Sonne scheine. Aber nur eine ungewisse und abenteuerliche Kunde von jenem rätselhaften Eilande ist bis an die sonnigen Gestade des Mittelländischen Meeres gedrungen. Keiner von jenem welterobernden Volk hat Islands ungeheure Gletscher gesehen; und jener Kaufmann aus Gallien, der sich rühmte, das sagenhafte Thule erreicht zu haben, hat nur die unwirklichen Färöer oder Shetlandinseln angelaufen, fröstelnd den Bug seines Schiffes gekehrt und schleunig das stürmische, schreckliche Nord- und Nebelmeer verlassen. In den ungezählten Jahrtausenden der Urzeit hat keines Menschen Fuß das schauerliche Schnee- und Eisland mit seinen starren Gletschern und rauchenden Vulkanen betreten; die große Insel, die an Polarkreis und Eismeer grenzt, war in Aonen die Wohnstätte der Bären, Polarfüchse und Seehundsherden, die Brutstätte von Myriaden von Eiderenten, Lummern, Alken und andern Wasservögeln.

Die ersten hochschreitenden Menschengeschöpfe, die mit Staunen und Grauen die ungeheuren Eisfelder und die feuerspeienden Berge erblickten, waren irische Mönche, die auf ihren Dreißigruderern kühn auszogen und die unbekannte Insel erreichten. Auch hat wohl ein verwegener Nordmanne, ein trotziger Wiking, von Sturm und Strömung verschlagen, eine der zahllosen Fjörden Islands aufgesucht, um Schutz vor dem Wüthen des Nordmeers zu finden, um Wasser und Holz für seine erschöpfte Mannschaft zu holen. Immer öfter

haben dann die Nordmannen die benachbarte Insel, die sie bei gutem Winde in fünf Tagen erreichten, besucht; und in den langen Winternächten erzählte man sich am Herdfeuer und unter dem qualmenden Rienspan die seltsamsten Dinge von dem neu entdeckten Eisland.

Mit leisem Schauer und nicht ohne Grauen näherte sich der rauhe Schiffer, der die Eisfirne des riesigen Vatnajökull aus dem Meer aufsteigen sah, dieser wildfremden, furchterregenden Welt; aber auch Bilder von erhabener Schönheit tauchten vor seinen staunenden Augen auf.

Der Wiking, der von Südosten die Insel umsteuert, hält die Hand über die Augen, ist völlig stumm und starrt ergriffen. Gipfel an Gipfel reihen sich die weißen Zinnen der Eisberge; die blauen Gletscher des größten Gletschermeeres der Welt — des Vatnajökull — glänzen wunderbar im klaren, kühlen Sonnenlicht. Ragen nicht die Eismassen unmittelbar aus dem brandenden Meere empor? Nein, zwischen dem Riesengletscher und dem Nordmeer ist ein schmales Land — schleunig wirft er das Steuerruder, um es zu meiden — es ist die berühmte Lusturkaptafellsfjalla mit den vielen ewig ihr Bett wechselnden Gletscherflüssen und der flachen Sand- und Grusküste, die so vielen Schiffen verhängnisvoll geworden ist. Er setzt alle Segel und fährt an der Südküste Islands mit ihren unzähligen tief ins Land schneidenden Fjörden entlang. Sein Blick kann sich nicht losreißen von dem zweihundertfünfzig Meter hohen, steil aus dem Meere steigenden Kap Hjörleifshöfði und dem Kap Portland mit seinem groß- und einzigartigen Felsentor, durch das ein Schiff mit den höchsten Masten hindurchfahren könnte, wenn nicht die Brandung an seinem Fuße so wütend tobte. Weiter, und neue Wunder schaut der Islandfahrer. Auf dem Meere schwimmen die Westmännerinseln, gleichwie Riesenblöcke ins Wasser geworfen, und wie Schnee wirbelt

es auf sie nieder, während die Sonne scheint; aber die tanzen-
den Schneeflocken sind ein kreischendes Millionenheer flat-
ternder Möwen. Drüben auf der Insel selbst stehen weiß-
leuchtend der Enjafjall- und Myrdals-Fökull, und zwischen
ihnen glänzt der blaugrüne Eisstrom, der scheinbar ins Meer
hinunterstürzt. Der Abend kommt, die Sonne sendet ihre
letzten Strahlen über Island. Um den ganzen Zauber dieses
äußersten Thule zu zeigen, leuchten alle Berge und Gletscher
von Snäfellsnes bis Reykjanes in unbeschreiblichem Abend-
glühen, prangen alle Gipfel in Bronze, Gold und Purpur.

Neben dem sonnendurchglühten Java hat das eisige Island
die meisten Vulkane, die immer wieder und allzu oft mit
ihren Feuerfluten und Aschenmassen, mit ihren Lavaströmen
und Bimssteinmengen das Land überschüttet und die weiten
Lavawüsten des Innern geschaffen haben. Das Feuermeer,
das im Leibe unseres kreisenden Planeten von Unbeginn
flammt und frißt und zu Zeiten in furchtbaren Ausbrüchen
seine Schlacken auswirft, gärt und glüht hier oben im
äußersten Thule der Erdoberfläche am nächsten, und — was
das Schaurigste ist — dicht unter der Erdkruste, aber von
Eis- und Gletscherbergen bedeckt und versteckt, wällt und
wütet das Urfeuer. Island mit seinen furchtbaren Vul-
kanen, seinen heißen, hochspringenden Quellen, seinen bro-
delnden Schwefel- und Schlamm-Solfatarien ist eine Esse
Vulkans, eine Feuereffe der Erde.

Sehr spät, im sechsten Jahrhundert nach Christo, ist Is-
land von Menschen betreten und erst im achten Jahrhundert
besiedelt worden. Immer zahlreicher und lauter wurden
die Stimmen der Wikinger, die dem neuen Lande gerecht
wurden, von dem seltsamen, sommergrünen Eisland mehr
Gutes als Böses redeten und zu den nachgeborenen Söhnen
der Großbauern sagten: „Fahre westwärts, mein Sohn!
Dort drüben ist Gras- und Heuland umsonst und in Fülle

zu haben. Soweit dein Auge reicht, kannst du ein herrenloses Land dir nehmen.“

Doch ihr Herz hing zu sehr an der Heimat mit ihren Fjörden und Felsenbergen, mit ihren Flüssen und Wasserfällen. Da bestieg den Thron Norwegens ein starker, herrischer König, der nicht mehr wie seine Väter nur Scheinkönig sein und nicht länger die trotzigern Großbauern und Grundherren nach ihrem Gelüst wie Fürsten schalten lassen wollte, da kam Harald mit dem schönen Haar und dem ehernen Herzen, der ein Einkönig sein und mit Macht und Majestät über die Größten im Lande gebieten wollte, und er schlug die hochmütigen, mächtigen Großbauern in blutiger Schlacht, so daß sie Land und Leben lassen oder den steifen, stolzen Nacken unter sein Zeppter beugen und ihm als ihrem Herrn Urfehde und Treue schwören mußten. Viele dieser Großbauern und Grundfürsten erachteten es indes für Unfreiheit, einen Herrn über sich zu haben, und verließen trotzig die Heimat, verschleuderten ihren Landbesitz, ihre Talweiden und ihre endlos weiten Bergalmen, beluden ihre Langschiffe mit Weib und Kind, Gesinde und Gefolgsleuten, mit Knechten und Sklaven, Vieh und Pferden, mit ihren Gütern und Schätzen, die ihre Väter an allen Küsten Europas geraubt hatten, und nicht zuletzt mit ihren Hochsitzsäulen und Götterbildern und fuhren westwärts nach Island. Diese reichen und hochgemuten Auswanderer und Landsucher haben zwischen Island und Norwegen viele Fahrten gemacht, um von ihrer Fahrhabe und ihren großen Herden möglichst viel, was im Schiffe sich verstauben ließ und die hohe See vertrug, zu holen.

In allen Fjörden der Insel, soweit sie sonnenwärts liegen, landeten die neuen Bewohner, die gierig das beste Land sich suchten und davon möglichst viel und zumeist mehrere Geviertmeilen — ein kleines Fürstentum — mit

raschem Wikinger-Griff sich nahmen und mit schlagbereiter Faust festhielten.

Gleichwie Island mit seinem unter Eisgletschern glühenden Erdfeuer von ureigner Art ist, also ist es auch ganz anders als alle von Menschen bewohnten Länder besiedelt worden. Nicht arme, landhungrige Leute, nicht Flüchtlinge, Verfeimte und Ausgestoßene, die ihr Vaterland oder die Not vertrieb, haben hier eine neue Heimat gesucht. Ein stolzes Geschlecht von Herren, das großen Wohlstand und alle Bildung seiner Zeit besaß, das viel Hochmut, Pracht und Uppigkeit, von seinen Vätern ererbt, aber auch die herrlichen Heldensagas und Gesänge seiner Ahnen mitbrachte und treulich hegte, hat auf Island in den nächsten vier Jahrhunderten gehaust und geherrscht und hat den ersten Freistaat auf Erden ohne Fürst und König gegründet. Wohl rauh und hart, trotzig und schlagfroh waren jene ersten Isländer, aber alles andere als rohe Barbaren. Noch nie ist so viel hochgeborenes und vornehmes Blut in einem ganzen Volke gewesen wie in dem frisch eingewanderten, dem wir die erhabene Edda verdanken.

Johannes Dose.

Aus: „Das Erdfeuer, Erzählung aus Islands größter Zeit.“
Verlag W. Girardet, Essen.

Im Kampfe mit Eisbären

Drei Tage und Nächte trieb der Sturm sein unheimliches Spiel mit uns. Endlich am Schluß der dritten Nacht legte er sich.

Als ich am Morgen erwachte, war ich erstaunt über die plötzliche Stille und Ruhe, die auf dem ganzen Schiff herrschte.

Von Wellen keine Spur mehr.

Gottlob, dachte ich, jetzt werde ich endlich vom Kapitän die Erlaubnis erhalten, mein Gefängnis zu verlassen.

Ich stand auf. Nachdem ich mich fertig gemacht hatte, betete ich mein Morgenbetet.

Am Schluß flehte ich zu Gott, er möge seine schützende Hand über unser kleines Schiff halten und uns vor den gefährlichen Eisbergen bewahren. Auch bat ich ihn, er möge uns günstigen Wind senden, damit wir vor ihnen fliehen könnten.

Dann zog ich meinen Überrock an und begab mich auf Deck.

Hier bot sich mir ein Anblick, so märchenhaft seltsam, so unheimlich wild, so überraschend neu, daß ich wie gebannt und sprachlos vor Staunen dastand.

Das erste, was mir förmlich ins Gesicht schlug, war das Licht. Es blendete mich so, daß ich die Hand vor die Augen halten mußte.

Ich sah kein Meer, kein Wasser, keine Wellen mehr — nur Schnee und Eis.

„Aber, du guter Gott!“ rief ich aus, „wir sind ja gar nicht mehr auf dem Meere! Wir sind aufs Land geraten!“

Ja, man hätte fast glauben können, einer von den alten

Skrimthursen, den gewaltigen nordischen Riesen der Edda, hätte unser Schiff gefaßt und es auf eines der großen Polarländer gesetzt.

Das ungewöhnliche Schauspiel verwirrte mich dermaßen, daß ich Mühe hatte, meine Gedanken zusammenzuraffen.

Erst nach und nach kam mir unsere wirkliche Lage klar zum Bewußtsein.

Nein, wir befanden uns nicht auf dem Lande, wir waren auf dem Meere, und weiter vom Lande entfernt als je zuvor. Und was das Schlimmste war, wir saßen im Polareis!

Ja, die wilde, schauerlich-schöne Landschaft, die vor mir lag, war das fließende, treibende Polareis, unser Todfeind, der Feind, den jeder, der Kapitän sowohl wie der Steuermann und die Matrosen, mehr als alles andere fürchtete.

Ich schaute in die Ferne.

Soweit das Auge reichte, nur Eis und Schnee! Und alles, was ich sah, war übergossen von diesem blendend weißen Glanz, der von dem leuchtenden Schnee zurückflimmerte.

Vor mir, hinter mir, zur Rechten, zur Linken, fern und nah, allüberall nur dieses eine: der weiße Schnee!

Allmählich gewöhnte sich das Auge an das scharfe Licht, und es tauchten Einzelheiten auf, die ich anfangs gar nicht beachtet hatte.

Stellenweis bemerkte ich klares Wasser, und im Süden, etwa ein paar hundert Meter von uns entfernt, entdeckte ich sogar die Grenze des Eises, das offene Meer.

Im Norden dagegen und im Osten und Westen sah man nur zusammengeschobene Eisberge.

Ich betrachtete sie lange, und es fiel mir auf, wie verschieden sie waren von den Eisbergen, die ich in Akureyri gesehen hatte.

Dort waren sie durchsichtig, funkelklar und scharf gekantet

mit allerlei Zacken; hier ohne Glanz, die Formen alle weich und rund.

Das Ganze machte nicht den Eindruck einer Eisgegend, sondern einer Schneelandschaft mit weit ausgedehnten Flächen und runden Hügeln, durchbrochen von zahlreichen Schluchten und kleinen Tälern.

Dieses unheimliche und zugleich großartige Schaustück der Natur hatte mich so ergriffen, daß ich die nächste Umgebung, das Schiff selbst, beinahe vergessen hätte.

Kein Wunder. Es war ja kaum mehr zu finden. Das Deck lag unter hohem Schnee.

Das ganze Schiff sah aus wie ein großer Schneehügel, aus dem ein Mast, einige Rahen und Tauen hervorstachen.

Welch ein Schneesturm mußte geraft haben!

Dwes Küche war vollständig im Schnee begraben. Ein schmaler, aufgeworfener Gang führte bis zur Tür.

Jetzt verstand ich auch, weshalb ich vorher in der Kajüte kein Zeichen mehr vernommen hatte von einem menschlichen Dasein. Jeder Laut verlor sich ja im tiefen Schnee.

Wie ich so meine Betrachtungen anstellte, fiel mir auf, daß dieser Schnee nicht war wie sonst der Schnee. Er kam mir so sonderbar vor.

Ich nahm daher eine Handvoll und untersuchte ihn. Er war nicht weich, sondern bestand aus lauter Eisnadeln und kleinen, harten Eiskristallen.

Die Luft war totenstill und sehr kalt.

Doch ich achtete kaum auf die Kälte; denn des Neuen und Seltsamen um mich her war zu viel, und ich war ganz davon gefangen genommen.

Plötzlich regte sich etwas Lebendes vorn im Schiffe.

Es war der Kapitän, der hinter einem Schneehaufen gesessen hatte.

Eben erhob er sich und schaute, tief in Gedanken versunken, gegen Norden. Außer mir war er das einzige lebende Wesen auf dem Deck.

Er schien mich nicht bemerkt zu haben.

Bei einer Bewegung, die er machte, bekam ich flüchtig sein Gesicht zu sehen. Er sah noch müder aus als der Steuermann.

Als er mich erblickte, winkte er mir.

Ich watete mühsam durch den Schnee zu ihm hin und wünschte ihm guten Morgen.

Freundlich reichte er mir die Hand:

„Guten Morgen, mein Junge. Es freut mich, daß du schon aufgestanden bist. Hoffentlich bist du frisch und gesund.“

„Danke, Herr Kapitän, ich befinde mich ganz wohl. Aber wie geht es Ihnen? Sie sehen so müd aus.“

Er lächelte, gab aber keine Antwort.

Ich konnte gut merken, daß er nicht bloß müde, sondern auch in gedrückter Stimmung war. Sein sonst so feines, noch jugendliches Gesicht hatte Falten und Runzeln.

Nach einer kleinen Pause begann ich wieder:

„Darf ich fragen, wo die Matrosen sind?“

„Die Matrosen —“, antwortete er, und sein Gesicht zeigte einen bitteren Zug, „die schlafen; sie liegen alle in ihren Kojen.“

„Und Owe, höre ich, soll krank sein.“

„Ja, der ist krank.“

„Darf ich mal zu ihm gehen und etwas mit ihm plaudern?“

„Das kannst du tun; aber nimm dich in acht, daß du die Matrosen nicht weckst.“

„Danke, Herr Kapitän. Ich werde schon still sein und ganz leise gehen.“

Als ich zur Tür der Matrosenkajüte kam, hörte ich von unten herauf, wie mir schien, unheimliche Laute.

Ich öffnete behutsam die Tür ein wenig und lauschte.

Jetzt ward es mir klar, was für Töne das waren. Die Matrosen lagen in tiefem Schlaf und schnarchten.

Den Preis aber verdiente unbedingt der Große mit dem roten Bart.

Auf den Zehen schlich ich die Treppe hinab und näherte mich Owes Bett.

Er rührte sich nicht.

Ich konnte fast nichts sehen.

Infolge des plötzlichen Überganges aus dem grellen Licht von oben in diesen engen Raum kam es mir ganz dunkel vor, zumal da das einzige Fensterchen mit dickem Schnee bedeckt war.

Ich tastete umher und stieß mit der Hand an Owes Nacken. Er schlief und hatte den Rücken gegen die Öffnung der Koje gewandt.

Schnell zog ich die Hand zurück, um ihn nicht zu wecken, und wollte schon wieder fortgehen; da hörte ich, daß er sich umdrehte.

Ich hatte ihn also doch geweckt.

Er richtete sich empor, streckte den Kopf aus der Koje und gab mir die Hand.

Ich drückte sie herzlich und fragte leise, wie es ihm gehe.

„Es tut's so“, antwortete er. „Und wie geht es dir, Nonni?“

„Ich bin frisch und gesund wie ein Fisch.“

Dann bat ich ihn, er möge sich niederlegen und sich wieder zudecken. Ich stellte mich nun auf einen kleinen Kasten, der neben dem Bette stand, und steckte den Kopf in die Koje, damit die Matrosen uns nicht sprechen hörten.

Leise flüsternd begann ich:

„Owe, sei doch so gut und erzähle mir, was in den letzten zwei Tagen alles geschehen ist. Ich war immer in der Kajüte eingesperrt und weiß von nichts.“

Was hat man denn vor? Es schlafen ja alle außer dem Kapitän, und ihn mag ich nicht fragen; er ist müde und nicht gut gelaunt.“

„Ganz recht, Nonni. Ich will dir alles erzählen.“

In den letzten Tagen ging es schlimm zu. Der Sturm war so fürchterlich, daß niemand in all der Zeit ruhen durfte.

Wir wurden beständig nach Norden getrieben.

In der Nähe der Eisberge schlug der Wind plötzlich um. Wir bekamen eiskalten Nordwind, und sofort begann der Schneesturm. Er überschüttete uns mit gewaltigen Schneemassen von den Eisbergen her.

Du kannst dir keine Vorstellung machen, wie schrecklich das war.

Einzelnen Eisbergen waren wir schon begegnet, und nun trieb das Schiff blindlings voran!

Den gefährlichen Feinden irgendwie auszuweichen, war unmöglich, denn wegen des Schneesturmes konnte man nichts sehen.

Wir alle glaubten nicht mehr anders, als daß wir verloren seien, und jeden Augenblick erwarteten wir einen Zusammenstoß.

Die Gefahr war aufs höchste gestiegen.

Da legte sich wie durch ein Wunder der Wind, und der Schneesturm hörte auf: wir waren vorläufig gerettet.

Eine Zeitlang trieben wir noch mit den Eisbergen umher und kamen schließlich mitten in sie hinein.

Heute morgen früh stellte der Kapitän an die Matrosen die Frage, ob sie noch Kraft hätten, sofort an die Arbeit zu gehen und das Schiff aus dem Eis zu bringen. Doch fügte

er hinzu, er wolle sie nicht zwingen, denn er wisse, wie erschöpft sie seien.

Die Matrosen erklärten alle bis auf den letzten Mann, sie müßten erst ausruhen.

Der Kapitän machte sie darauf aufmerksam, wie lebensgefährlich es sei, zwischen den Eisbergen sitzen zu bleiben.

„Überrascht uns hier ein Sturm,“ schloß er, „so sind wir verloren.“

Aber die Matrosen blieben bei ihrer Weigerung; denn, sagten sie, das Unmögliche könne man von ihnen nicht verlangen; sie könnten kaum noch auf den Beinen stehen.

Der Kapitän bestimmte nun, daß die ganze Mannschaft vier Stunden schlafen sollte, er selbst würde während der Zeit Wache halten.

So kamen die Matrosen hierher und legten sich zur Ruhe.

Ich war schon in meiner Koje und konnte alles hören, was sie sprachen.

Es war entsetzlich.“

Hier hielt Owe in seiner Erzählung inne. Er streckte den Kopf in die Höhe und lauschte, ob alle noch schliefen.

Das regelmäßige Schnarchen ließ keinen Zweifel, daß sie noch fest schlummerten.

Dann fuhr er fort:

„O Nonni, es war geradezu schrecklich, wie aufgebracht die Matrosen gegen Herrn Foss waren. Sie sagten:

„Er allein ist schuld an allem. Es war unverantwortlich, uns bei einem solchen Sturm in offener See zu lassen. Wir hätten ebensogut in einen isländischen Fjord flüchten können. So aber hat er uns in die größte Lebensgefahr gebracht. Kommen wir mit heiler Haut weg, ihm haben wir nichts zu danken.“

Sie sprachen auch davon, daß sie ihn beim Gericht verklagen würden, sobald sie nach Dänemark kämen.“

„Der arme Kapitän!“ unterbrach ich Dwe. „Man kann doch nicht verlangen, daß er alles voraussieht.“

„Da hast du recht, Nonni; aber die Matrosen tun es nun einmal. Wahrlich, es ist kein Vergnügen, Kapitän zu sein.“

„Jetzt verstehe ich, Dwe, weshalb er vorhin so betrübt aussah. Er hat sicher die Stimmung der Matrosen gemerkt.“

„Gewiß hat er das. — Aber Nonni, ich bitte dich, sag ja keinem Menschen ein Wort davon, was ich dir jetzt erzählt habe. Es würde uns beiden teuer zu stehen kommen.“

„Ich werde mich hüten, Dwe.“

Wir wollten die Unterhaltung noch fortsetzen, da merkten wir, daß ein Matrose aufhörte zu schnarchen und sich bewegte.

„Nonni, geh schnell fort!“ lispelte Dwe. „Wenn er wach wird und uns hier beisammen sieht, könnte er Verdacht schöpfen.“

Rasch drückte ich Dwe die Hand und entfernte mich.

Ganz leise, wie ich gekommen, ging ich wieder fort und war froh, daß keiner der Matrosen mich bemerkt hatte.

Oben war es noch immer beißend kalt.

Mich fror. Und hungrig war ich auch, denn ich hatte ganz vergessen, meinen Morgenkaffee zu trinken.

Sofort eilte ich in die Kambüse und holte das Bersäumte nach.

Dann ging ich in meine Kajüte hinab.

Dort lag der Steuermann im besten Schlafe. Ich hielt mich daher ganz still, nahm mein Schreibzeug hervor und setzte den Brief an meine Mutter fort.

Die Erlebnisse der letzten Tage gaben mir so reichlichen Stoff, daß ich ihn kaum bewältigen konnte, zumal da meine lebhaftere Phantasie alles vergrößerte und es noch schrecklicher darstellte, als es in Wirklichkeit war.

Ich erzählte und dichtete in kindlicher Einfalt, ohne mich meiner Übertreibungen bewußt zu werden.

Ich schrieb:

Wäre der Orkan über Akureyri gefahren, so hätte er alle Häuser umgeworfen. — Die Wellen waren so hoch wie der Kirchturm, ja manchmal fast wie die Berge im Westen der Stadt. — Die Matrosen schnarchten, daß das Schiff zitterte. — An Bord ist man der Meinung, das Schiff werde bald zwischen den Eisbergen zerquetscht, und wir alle würden hier den Tod finden. — Owe und ich sind aber nicht dieser Meinung. Du kannst also ganz ruhig sein, liebe Mutter. Die Erwachsenen scheinen alle Schwarzseher geworden zu sein. Wir beiden Knaben sind die einzigen, die noch bei vollem Verstande geblieben sind. — Owe sagt: Gott könnte doch so was nicht zulassen. Wir sind ja noch viel zu jung, um jetzt zu sterben. Und das sage ich auch. Und das ist ja doch sonnenklar. Die Matrosen können das nicht einsehen. Owe meint, es komme daher, weil sie so müde sind.

Als ich mit der Beschreibung fertig war, las ich den Brief nochmals durch.

Ich war beinahe stolz darauf, wie ich alles so großartig geschildert hatte, und glaubte selber fest, es stimme genau mit der Wirklichkeit überein.

Plötzlich wurde ich gestört. Der Kapitän kam herein, um den Steuermann zu wecken.

Die Mannschaft hatte die vier Stunden geruht.

Jetzt war es Zeit, an die große Arbeit zu gehen und das Schiff aus dem Eise zu schaffen.

*

Der Steuermann war im Nu aus seiner Koje und ging mit dem Kapitän auf Deck.

Ich folgte ihnen; denn ich war sehr gespannt darauf, wie

sie es anstellen würden, das Schiff mit Handkraft aus dem Eis in die offene See zu bringen.

Zugleich mit mir kamen die Matrosen oben an.

Ohne Verzug ward das schwere Werk begonnen.

Zuerst schaufelte man den Schnee von der Luke des Lasteraumes; denn dort lagen die langen Stangen und Haken, die man zur Arbeit brauchte.

An beiden Seiten des Schiffes ragten kleine Eishügel auf.

Die Männer stemmten die langen Stangen gegen das Eis und schoben mit Aufwendung ihrer ganzen Kraft das Schiff langsam in südliche Richtung.

Nach einer Stunde angestrongter Arbeit kamen wir an eine sehr große, flache Eisscholle zur Linken.

Sie war gewiß mehrere hundert Meter lang und erstreckte sich in gerader Linie bis zum offenen Wasser an der Grenze des Polareises.

Ihr entlang mußte das Schiff geschoben werden.

Doch hier entstand eine große Schwierigkeit.

Zur Rechten war kein Eis mehr in unmittelbarer Nähe, und so konnte man an der Steuerbordseite die Stangen nicht benutzen.

Die Arbeit stockte. Man überlegte, was nun zu machen sei.

Der Kapitän wußte bald Rat.

„Die Matrosen“, sagte er, „gehen mit mir auf die Eisscholle, das lange Tau wird am Bug befestigt, und dann ziehen wir mit vereinten Kräften das Schiff vorwärts. Der Steuermann hält an Bord mit einer Stange das Fahrzeug in passender Entfernung vom Rande des Eises.“

Das war in der That der einzige Ausweg.

Das Schiff wurde nun mit langen Haken bis dicht an die Scholle gezogen.

Dann sprangen Kapitän und Matrosen auf diese hinab,

der Steuermann warf ihnen das Tau hinüber, und die mühsame Arbeit begann.

Ich suchte, so gut ich konnte, dem Steuermann zu helfen, das Schiff vom Rand des Eises fernzuhalten, damit es nicht durch Reiben oder Anstoßen behindert würde.

Der Kapitän und die Matrosen mußten zuweilen bis über die Knie durch den Schnee waten. Doch hielt das nicht weiter auf, denn die schwere Arbeit ging ohnehin nur langsam voran.

Ohne ein Wort zu reden, zogen sie unverdrossen an ihrem Tau.

So kamen wir unserem Ziel immer näher.

Keiner von uns merkte etwas von der Kälte; im Gegenteil, das Rettungswerk machte uns sehr warm.

Ich selbst war bald in Schweiß gebadet und sah, wie ab und zu dicke Tropfen von der Stirn des Steuermanns rollten.

In meinem Eifer wurde ich förmlich begeistert für die ungewohnte Arbeit.

Es war ein höchst seltsames Bild, das wir darboten:

Auf der Eisscholle die vier vornüber gebeugten Gestalten in den Lederkleidern, den Südwesten auf dem Kopf, in einer Reihe, der eine hinter dem andern, mit großer Anstrengung das lange Tau ziehend und mühsam durch den tiefen Schnee stapfend; auf dem Schiffe ein Mann und ein kleiner Knabe, in einem fort mit der langen Stange gegen die Scholle drückend und stoßend.

Der Steuermann und ich hatten kein Leichtes Tun; denn das Tau war stets straff gespannt; die auf dem Eise zogen wacker.

Aber wir achteten der harten Mühe nicht. Es galt ja Leben oder Tod für uns alle.

Nachdem wir eine gute Stunde lang sämtliche Kraft auf-

geboten hatten, waren wir bis zur Mitte der Eisscholle gekommen.

Hier stießen wir auf ein Hindernis, das unserer Arbeit vorläufig ein Ende machte.

Wir hatten anfangs gemeint, die Eisscholle sei in ihrer ganzen Ausdehnung flach. Aber nun sahen wir gerade vor uns in einer Entfernung von etwa zwanzig Metern eine Erhöhung, die wir wegen des hohen Schnees bisher nicht beachtet hatten.

Sie erstreckte sich wie ein Wall von Ost nach West quer über die ganze Fläche und war, wie alles rundumher, mit Schnee bedeckt. Zudem war sie auf der uns zugekehrten Seite so steil, daß man nicht hinüberklettern konnte.

Kapitän Foh, der Vorderste in der Reihe, blieb stehen und machte den Vorschlag, einen Augenblick auszuruhen.

Auf das Hindernis zeigend, rief er:

„Herr Steuermann, wie kommen wir da hinüber?“

Der Steuermann, der schon einige Zeit mit Besorgnis in diese Richtung geschaut hatte, antwortete:

„Ich sehe noch keinen Ausweg, Herr Kapitän. Jedenfalls müssen wir sehr auf der Hut sein, wenn wir in die Nähe dieser unebenen Stelle kommen, denn da finden sich oft Vertiefungen und Spalten. Geben Sie nur acht, daß Sie nirgends hineinfallen.“

„Sie haben recht“, erwiderte der Kapitän. „Es wird wohl das beste sein, ich nehme meinen Stab und untersuche erst den Ort.“

„Konni!“ rief er dann, „geh mal in die Kajüte und hole meinen Stab mit der Eisenspitze; er hängt bei dem Jagdgewehr in meiner Koje.“

Stolz über diesen Auftrag war ich im Augenblick unten, nahm den Stab und brachte ihn eilig hinauf.

Es war eine Stange aus festem Holz, etwa zwei Meter lang, unten mit einer scharfen Eisenspitze versehen.

„Wirf ihn mir zu!“ rief der Kapitän.

Ich schleuderte ihn hinüber, und Herr Foh fing ihn geschickt auf. Dann gab er Befehl:

„So, jetzt das Schiff so nah wie möglich an den Eisbuckel gezogen! Wir werden nachher schon Mittel finden, das Hindernis zu überwinden. Zunächst aber wollen wir ein Lied anstimmen. Das gibt bei der sauern Arbeit Mut und Kraft.“

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Sofort stimmte der Steuermann, der eine wohlklingende Stimme hatte, das beliebte dänische Lied an:

„Es ist ein herrlich Land,
Es liegt im hohen Norden.“

Kapitän und Matrosen fielen kräftig ein.

Dann ward mit frohem Mut die Arbeit wieder fortgesetzt.

Der Kapitän hatte recht gehabt: der Gesang verlieh uns neue Kraft.

Als wir endlich bis an die verhängnisvolle Erhöhung gelangt waren, blieb der Kapitän stehen und stieß mit seinem Stabe einigemal kräftig gegen die harte Eiswand, die lotrecht vor uns aufragte.

Da ertönte plötzlich von der andern Seite des Walles her ein Heulen, so wild und entsetzlich, daß der Gesang augenblicklich verstummte und alle die kräftigen, sonst so mutigen Seeleute unwillkürlich einige Schritte zurücksprangen.

Mit angsterfülltem Blick starrten sie in die Richtung, von wo das fürchterliche Heulen gekommen war.

Es dauerte nicht lange, da tauchte über dem Rand des

Eiswalle ein weißer, zottiger Kopf hervor, und ein paar scharfe, funkelnde Augen stierten auf die Männer herab.

Der Kapitän, der dem Ungetüm am nächsten war, faßte sich zuerst und rief mit lauter Stimme den Matrosen zu, die wie gelähmt vor Schrecken hinter ihm standen:

„Ein Eisbär! Rettet euch schnell aufs Schiff! Ich bleibe hier, bis alle an Bord sind.“

Raum hatte er diese Worte gerufen, da zeigte sich neben dem ersten zottigen Kopf noch ein zweiter, ebenso wilder.

Die Matrosen waren gleich davongestürzt.

Schrecken und Angst hatten ihre Schritte beflügelt. Das war jetzt kein Waten mehr durch den tiefen Schnee, sie flogen förmlich darüber hinweg.

In wenigen Sekunden hatten sie den Weg zum rettenden Fahrzeug zurückgelegt.

Herr Fohß trotzte unterdessen kaltblütig der Todesgefahr.

Zwar zog auch er sich zurück, aber langsam, Schritt um Schritt, die Augen fest auf die fürchterlichen Bestien gerichtet.

Ab und zu warf er einen raschen Blick auf die Matrosen, um zu sehen, ob sie sich schon in Sicherheit gebracht hätten.

„Um Gottes willen! schnell! schnell!“ schrie er. „Springt auf Deck, sonst ist es aus mit uns!“

Atemlos riefen sie ihm zu:

„Wir können nicht — es ist unmöglich — das Schiff ist zu weit vom Eis entfernt.“

Es lag wenigstens sechs Fuß vom Eisrande im Wasser.

Der Steuermann und ich hatten es ja mit aller Macht vom Eise ferngehalten.

Ratlos irrten die Leute in wilder Angst bald da, bald dort hin und streckten zitternd die Hände zu uns herauf.

Doch umsonst.

Nirgends fanden sie eine Stelle, wo sie herüberspringen konnten.

Niemand dachte daran, mit dem Tau das schwere Schiff heranzuziehen. Es wäre wohl auch keine Zeit dazu gewesen.

Der Steuermann war in die Kajüte hinabgerannt, um das Gewehr des Kapitäns zu holen. Aber in der Aufregung fand er nicht gleich Kugel und Pulver.

Ich stand da und rang die Hände in Todesangst um den Kapitän.

Schon waren die Tiere bis ganz oben auf den Wall geflettert, zwei große Eisbären, mächtige Raubtiere, lüftern nach Beute — ein schrecklicher Anblick.

Anfangs blieben sie unbeweglich stehen und schauten neugierig auf die Männer und das Schiff.

Es war ihnen wohl etwas ganz Neues. Sie hatten vielleicht bisher noch nie Menschen gesehen.

Nachdem sie uns eine Weile mit großer Aufmerksamkeit betrachtet hatten, sperrten sie den Rachen auf und zeigten ihre langen, spitzen Zähne. Dann folgte ein furchtbares Heulen.

Ich zitterte am ganzen Leibe wie Espenlaub.

Der kranke Owe war aus seiner Koje gesprungen und kam, in eine Bettdecke gehüllt, herangelaufen.

Das waren unheimliche Töne, so hohl und wild, daß es uns durch Mark und Bein ging.

Plötzlich wurden sie still und begannen, Kopf und Vorderkörper auf die plumpe Art der Eisbären zu bewegen, bald nach rechts, bald nach links, und so eine Weile fort.

Dann streckten sie Kopf und Hals immer weiter nach vorn, als suchten sie eine passende Stelle, wo sie sich an der Lotrechten Wand hinablassen könnten.

Es war schauerlich anzusehen, mit welcher eisiger Ruhe,

wie bedächtigt und sicher die beiden beutegierigen Unholde den Weg zu uns auskundschafteten.

Der Kapitän hatte sich unterdessen bis zum Schiff zurückgezogen.

Die Matrosen liefen in ratloser Verzweiflung längs des Wassers hin und her.

Jetzt erst sah der Kapitän, weshalb die Unglücklichen nicht an Bord kommen konnten.

„Ronni!“ rief er, „die dickste Stange her!“

Schnell ließ ich sie über die Reling bis auf das Eis hinunter.

Einer der Matrosen kletterte in aller Hast darauf.

Aber sie war zu schwach; sie krachte gleich so stark, daß er zurückspringen mußte.

Wieder standen Kapitän und Matrosen ratlos da.

Die Gefahr wuchs mit jeder Sekunde.

Schon ließen die Bären sich vorsichtig von der Eiswand herab und wateten dann nebeneinander durch den Schnee.

„Die Bären gehen auf uns los!“ schrie der Kapitän mit vor Erregung zitternder Stimme und stellte sich unverzüglich ihnen entgegen.

Den Stab fest in beiden Händen, hielt er die scharfe Spitze gegen die Tiere.

In dieser schrecklichen Lage hatte der mutige Mann noch die Kaltblütigkeit, an die Rettung der Matrosen zu denken.

„Lauft zum Bug und klettert am Schiffstau hinauf!“ rief er.

Die Matrosen liefen in aller Hast nach vorn, wo das dicke Tau schlaff von der Reling herabhing.

Einen Augenblick zögerten sie; denn sie konnten das Tau nicht ergreifen, ohne sich in das eiskalte Wasser zu stürzen.

Die Bären waren jetzt noch höchstens zehn Fuß weit vom Kapitän.

Er drohte ihnen beständig mit dem Stabe, um sie wo möglich zu schrecken oder wenigstens aufzuhalten.

Das gelang ihm.

Sie blieben stehen und schauten abwechselnd bald auf ihn, bald auf die Matrosen.

Dann aber wandten sie sich nach links, gingen in einem Bogen an dem drohenden Kapitän vorbei und auf die Matrosen los.

Jetzt war die Entscheidung da.

„Ins Wasser hinein!“ schrie der Kapitän. „Ins Wasser hinein! Greift das Tau!“

Als die Matrosen die Bären herankommen sahen, brachen sie in einen Schrei des Entsetzens aus und warfen sich alle auf einmal ins Wasser.

Sie verschwanden unter der Oberfläche, konnten aber doch das Tau ergreifen und kletterten daran empor.

In dem Augenblick, wo die Raubtiere ihre Beute plötzlich verschwinden sahen, stießen sie ein fürchterliches Gebrüll aus und gingen rasch zu der Stelle, wo die Männer soeben gestanden hatten.

Der erste Matrose war schon beinahe bis an die Reling geklettert, der andere war hart hinter ihm, doch hingen seine Füße noch im Wasser; der dritte kam mit dem Kopf eben aus dem Wasser hervor.

Herr Foh suchte seinen Leuten Zeit zu verschaffen. Drohend schwang er seinen Stab und schrie, so laut er konnte, um die Aufmerksamkeit der wilden Tiere auf sich zu lenken.

Sie blieben auch wirklich an der Kante des Eises stehen und wandten den Kopf zum Kapitän, der beständig schrie und mit dem Stab drohte.

Die zwei ersten Matrosen waren bereits außer Gefahr. Der letzte lag noch mit dem Unterkörper im Wasser.

Jetzt ließen die Bären sich nicht länger hinhalten. Sie sprangen ins Meer hinab und schwammen auf ihn los.

Der arme Mann strengte sich aufs äußerste an.

Eben wollte er die Füße aus dem Wasser ziehen, da hatten die Bären ihn erreicht.

Sie langten wie Raizen mit den Bordertagen nach ihm, faßten mit ihren scharfen Klauen seine Beine und zogen ihn zu sich, daß ihm augenblicklich das Tau ent schlüpfte.

Mit einem Schrei der Verzweiflung fiel er auf die schwimmenden Raubtiere, die ihn nun mit den Zähnen packten.

Was jetzt vor unsern Augen geschah, war so gräßlich, daß mir das Blut in den Adern stockte.

Zwischen den beiden Bären entstand ein unheimlicher Kampf um ihre Beute. Jeder für sich zerrte mit solcher Kraft an dem Unglücklichen, daß es aussah, als würden sie ihn in Stücke reißen.

Endlich kam der Steuermann mit dem bereits geladenen Gewehr. Er lehnte sich sofort über die Reling und zielte.

Der Schuß krachte.

Ein dumpfes Heulen und starkes Platschen im Wasser bewies, daß eins der Tiere getroffen war.

Der grauenvolle Kampf hörte auf.

Der durch den Kopf geschossene Bär ließ seine Beute fahren und drehte sich im Wasser rund.

Der andere schwamm, den Matrosen mit den Zähnen am Arme festhaltend, zum Rande des Eises.

Schnell ging der Kapitän einige Schritte zurück, damit das Tier den Mann ungehindert auf das Eis bringe und ihn so wenigstens vor dem Ertrinken rette.

Das war denn auch ein leichtes für den riesig starken Bären.

Er kletterte mit dem scheinbar Halbtoten auf die Eisscholle und schleppte ihn einige Fuß weit.

Dann ließ er ihn auf den Schnee fallen, legte sich langsam auf ihn und hielt ihn mit den Bordertaken an den Schultern fest.

Nun machte er es gerade wie ein Hund, der sich in aller Ruhe hinlegt, um einen großen Knochen zu verspeisen.

Er schaute langsam um sich, fletschte mit den Zähnen, leckte sich ums Maul, ja beleckte sogar das Gesicht des Matrosen und gab durch ein leises Knurren und Grunzen zu erkennen, wie wohl er sich fühlte, sein Mahl nun beginnen und seine Eier befriedigen zu können.

Doch dazu bekam er keine Zeit.

Mit Todesverachtung stellte der Kapitän sich dem jetzt doppelt gefährlichen Raubtier entgegen, bewaffnet nur mit seinem Stabe.

Der Steuermann stand mit geladenem Gewehr auf dem Schiff. Er zielte, wagte aber nicht zu schießen aus Furcht, er möchte den Kapitän oder den Matrosen treffen.

Die zwei Geretteten waren in ihre Kajüte hinabgesprungen und kamen mit Messern heran.

Bei dem graufigen Anblick, der sich ihnen auf der Eisscholle darbot, schrien sie vor Entsetzen laut auf.

Der Eisbär lag da mit offenem Rachen auf ihrem Kameraden, vor ihm stand der Kapitän und hielt ihm die Eisenspitze vor die Brust.

Knurrend warf das Tier wütende Blicke auf ihn, wollte aber seine Beute nicht preisgeben.

„Kommt mit den Schiffshaken her!“ rief der Kapitän.

Die Matrosen schleuderten sie aufs Eis und setzten von der Reling aus in kühnem Sprung über das Wasser.

Der Steuermann mit dem Gewehr in der Hand sprang ihnen nach.

Just während dies vor sich ging, erhob der Bär sich gegen den Kapitän.

Dieser aber stieß schnell zu und bohrte ihm die scharfe Eisenspitze mit solcher Kraft in die Brust, daß sie bis tief in die Eingeweide drang.

Das verwundete Tier stieß ein langgezogenes, durchdringendes Geheul aus und sprang so wütend auf, daß es dem Kapitän nicht möglich war, den Stab wieder an sich zu ziehen. Er blieb dem Bär im Leibe stecken.

Waffenlos, wie er jetzt war, suchte Herr Foss sein Leben durch die Flucht zu retten.

Aber der rasende Bär richtete sich auf die Hinterfüße empor und setzte ihm nach.

Trotz der schweren Wunde hatte er ihn in wenigen Sekunden eingeholt und streckte ihn mit einem Schlag der Bordertaxe nieder in den Schnee.

Der Kapitän schien verloren.

Aber im Nu waren die Matrosen da und bohrten beide zugleich ihre Haken tief in die Seiten des wütenden Tieres.

Zugleich setzte der Steuermann ihm den Gewehrlauf an den Kopf und gab Feuer.

Trotzdem hatte der Eisbär noch die Kraft, sich gegen seine Verfolger zu wenden.

Doch das waren seine letzten Kraftanstrengungen.

Er fiel auf den Rücken, biß den Stab, der aus der Brust hervorragte, ab und wälzte sich in den letzten Zuckungen eine Weile in dem blutgetränkten Schnee.

Dann blieb er auf der Seite liegen und rührte sich nicht mehr.

Der schreckliche Kampf war zu Ende.

Die Eisbären waren getödet, und zwei unserer Leute lagen verwundet auf der Walfstatt.

Man ließ die toten Bären liegen und schaute eiligst nach dem Kapitän.

Er sah sehr blaß aus.

Der Steuermann beugte sich zu ihm nieder und fragte:

„Herr Kapitän, sind Sie verwundet?“

„Ja“, antwortete er mit schwacher Stimme, „der Bär schlug etwas hart. Ich kann nicht aufstehen.“

„Dann will ich Sie an Bord tragen.“

„Nein, Herr Steuermann, sorget erst für den verwundeten Matrosen; er bedarf der Hilfe mehr als ich.“

„Gut, Herr Kapitän. Aber Sie erlauben, daß ich einen Augenblick erst bei Ihnen nachsehe.“

Bei näherer Untersuchung entdeckte er, daß der rechte Arm aus dem Gelenk geschlagen war.

Mit großer Mühe gelang es ihm, den Kapitän aufzurichten.

Der Arm hing schlaff herab und schmerzte sehr.

Der Kapitän stützte sich nun mit der linken Hand auf den Steuermann und sagte zu den Matrosen:

„Ich werde mit Hilfe des Steuermanns schon allein bis zum Schiffe kommen. Ich danke euch für die Teilnahme. Aber euer Kamerad ist schlimmer daran als ich. Sorgt nur zuerst für ihn.“

Die zwei eilten zu dem Schwerverwundeten, der noch auf derselben Stelle lag, wo der Eisbär ihn überwältigt hatte.

Sie fanden ihn noch am Leben, aber so verstört und so von Kräften, daß er kaum imstande war, sich zu rühren.

Sie ließen ihn vorerst liegen, denn zunächst mußte das Schiff näher ans Eis gezogen werden.



Reykjavik von der See aus
Phot. Dr. Stoedtner



Eine natürliche Waschanstalt. Die heißen Quellen bei Reykjavik
Phot. Dr. Stoedtner



Bogelbrutstätte auf den Westmänner-Inseln
Phot. Franz Otto Koch

Allmählich war auch der Kapitän herangekommen und ließ sich zur Seite des verletzten jungen Matrosen nieder.

Der Steuermann half den beiden andern, das schwere Schiff am Tau herbeiziehen.

Das war eine mühsame Arbeit; sie dauerte wohl eine halbe Stunde.

Als es endlich gelungen war, befestigte man die Strickleiter an der Reling und brachte mit größter Sorgfalt die zwei Verwundeten an Bord.

Jeder wurde in seine Kajüte getragen. — —

Borgesezter des Schiffes war nun einstweilen der Steuermann. Er hieß zunächst die erschöpften Leute sich durch ein gutes Mahl stärken.

Owe mußte seine besten Sachen auf den Tisch bringen, und ich half ihm, weil er noch nicht voll bei Kräften war.

Um den Kapitän nicht zu stören, speisten wir alle zusammen mit den Matrosen in deren Kajüte.

Auch der verwundete Bursche fühlte sich so wohl, daß er unsere Gesellschaft wünschte. —

Doch horch! Was war das?

Wir saßen noch am Tisch, da hörten wir plötzlich ein dumpfes Donnern und Krachen, das wie aus weiter Ferne an unser Ohr tönte.

Der Steuermann stürzte mit seinem Fernstecher auf Deck.

Eilig kam er wieder herab und meldete, daß ein Sturm im Anzuge sei; er komme von Norden, und die Eisberge seien bereits in starker Bewegung.

„Auf!“ rief er, „wir haben keine Zeit zu verlieren. Rasch ein paar Segel gehißt! Wir müssen schnell die Eisgrenze erreichen und uns ins offene Meer retten, bevor die Brandung zu stark wird.“

Die Matrosen begriffen sofort den Ernst der Lage und sprangen auf, ohne ein Wort zu sagen.

Mit großer Mühe wurden einige von den hart gefrorenen Segeln gespannt, und schon folgten auch die ersten Windstöße.

Das Schiff setzte sich in Bewegung, und wir glitten gegen Süden längs der großen Eischolle, unserer schwimmenden Walfstatt.

Bald war das offene Meer erreicht.

Wir atmeten wieder frei auf und dankten Gott für unsere Rettung.

Die Matrosen arbeiteten aus Leibeskräften, noch weitere Segel zu hissen, und mit jedem neuen Segel wuchs die schnelle Fahrt.

Und immer weiter trug unser Schifflein uns fort — fort von den unheimlichen Bergen aus Schnee und Eis, die so behend uns mit Not und Tod umfingen.

Jón Svensson.

Aus: „Ronni, Erlebnisse eines jungen Isländers, von ihm selbst erzählt.“ Herder & Co. G. m. b. H., Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Br.

Eine Feuereffe Vulkans

Das hat der Herr in seinem Zorn geschaffen," sagt sich wohl mancher unwillkürlich, der die Landschaft Reykjanes* überblickt. Einen wunderbareren Anblick gibt es nirgends. Etwas Großartigeres zeigt die an Großartigem so reiche Insel nirgends. Gewaltigere Spuren vulkanischer Umwälzungen findet man nirgends, auch nicht bei der Hekla, nicht an der Skaftá, ja nicht einmal im Óðáahraun. Größere Lavaflächen — der Ausdehnung nach — gibt es anderwärts, größere Krater finden sich auch, aber Reykjanes ist dem allen überlegen, denn es ist so gut wie ein einziger Krater, alles vulkanisch, überall die Spuren der gewaltigen Ausbrüche, wohin das Auge blickt, alter und neuer. So riesige Umwälzungen finden sich sonst nirgends. Die alte, ehrwürdige Bergkette auf der langgestreckten Landzunge ist eine Reihe von uralten Kratern, die die Eiszeit geschliffen und abgeglättet hat. Aber auch später durften diese ehrwürdigen Alten nicht in Frieden bleiben, soviel sie auch schon über sich hatten ergehen lassen müssen. Von neuen Ausbrüchen wurden die alten Berge auseinandergerissen. Krater und wieder Krater sind über die ganze Landschaft verstreut, stellenweise in langen Reihen, manchmal im Kreise, oft auch kreuz und quer, wie Gehöfte in einer dichtbewohnten Landschaft Islands. Die Berge zerplatzten in die Luft, von der Kraft von unten her in die Höhe geschleudert, oder wurden von Erdbeben zertrümmert, aber andere türmten sich an ihrer Stelle auf. Die Krater gähnen zum Himmel, rot wie

* Das Vorgebirge hat seinen Namen „Rauchkap“ von den vielen heißen Quellen.

blutunterlaufenes Fleisch; die letzten Reste der Lava sind in ihrem Boden erstarrt und die Schlackenwände teilweise darauf gestürzt; sie sind nur noch ein Schatten ihrer früheren Größe und doch noch so fürchterlich, daß den Beschauer Entsetzen erfaßt. Diese schrecklichen Schlünde, alle von grauen Moosen wie von Haaren behangen, erinnern an versteinerte Raubtiermäuler mit geöffnetem Rachen. Einstmals spie diese Öffnung Feuer, daß es aus beiden Mundwinkeln hervorquoll. Einstmals kochte die weißglühende flüssige Lava in diesem Schlund so heftig, daß sie hoch in die Luft spritzte und als halberstarrte Lavadecke niederfiel. Einstmals kam ein so gewaltiges Tosen aus dieser Tiefe, daß Himmel und Erde zitterten und bebten. Da entstand ein riesiger runder Kessel mit über einem halben Kilometer Durchmesser. Jetzt liegt sie erstarrt und tot, mit festgefrorenem Schnee an den Rändern und einer Schicht von harter Lava bedeckt, tief eingesunken und mit zahlreichen Sprüngen in ihrem Boden, aber unwillkürlich tritt dem Menschen in Gedanken die Zeit vor Augen, als die Feuersäule so gewaltig, wie sie sich nur Bahn brechen konnte, aus dieser Öffnung emporstieg gerade in die Höhe wie eine Kiefer, in ihrem unteren Teile weißglühend, und oben kohlschwarze Zweige vor sich ausschickte, und dann die schwarze Asche wie Tinte über das Land regnen ließ. Dort aus einem Schlunde steigt blauweißer Dampf auf. Über sechshundert Jahre ist es her, seit er sich öffnete, und noch hat er nicht aufgehört zu atmen, die letzte Lebenskraft auszuhauchen. Was muß das für eine Hitze da unten gewesen sein und was mag da alles vor sich gegangen sein, während er in höchster Tätigkeit war.

Und nun ein Blick über das Land! Der Boden ist zerissen und zerspalten und zerborsten; viele Meilen lange Spalten reihen sich aneinander. Wer hätte hier stehen mögen und solche gewaltigen Wunder mitansehen, die damals

geschahen? Stehen! Wer hätte bei solchem Beben der Erde aufrecht stehen können! Wie schwach ist doch die menschliche Kraft solchen Vorgängen gegenüber.

Und die Lavaströme, die zu beiden Seiten von dem Hochlande hinabflossen! Nein, hier muß man eine Zeitlang verweilen. Die ganze Landschaft liegt vor aller Augen wie ein offenes Buch, und was man da zu sehen bekommt, ist größer und gewaltiger als alles, was in irgendeinem anderen Buche stünde.

Jón Trausti (Gudmundur Magnússon).

Aus: „Zwei Geschichten aus alter Zeit.“ Übersetzt und mitgeteilt von W. Seydenreich in den „Mitteilungen der Isländfreunde“ V (1917), Verlag Eugen Diederichs, Jena.

In das Hochland hinaus

Wir verließen Reykjavik am Nachmittag. Mit einem Male befanden wir uns in einer neuen Welt, weit entfernt von allen Behaglichkeiten und Unbehaglichkeiten der Gegenwart, in der wilden, freien, kraftvollen Natur; von jetzt an sollten wir umgeben sein von Leuten, deren Sprache, deren Sitten und Gebräuche, deren Wohnungen und häusliche Einrichtungen jetzt ungefähr dieselben sind wie vor tausend Jahren, fast in allem verschieden von dem, was man sonst in der großen, sogenannten zivilisierten Welt gewohnt ist. Denn das isländische Volk ist mit Recht ein wahrer Anachronismus unseres Jahrhunderts genannt; es lebt und spricht beinahe so, als lebte und spräche es im grauen Altertum. —

Nach ein paar Stunden verschwand das letzte Stück, das wir bislang noch vom Meere gesehen. Jetzt waren wir im Ernst im Lande. Vor uns in der Ferne himmelhohe blaue Bergketten in einem Abstand von mehreren Tagereisen; da droben sollten wir uns in ein paar Tagen befinden, ganz allein.

„Das kann man eine Reise nennen,“ rief Friedrich mit einem Male aus, „das ist was anderes, als in dem engen Eisenbahnwagen eingeschlossen dahinzurollen; und was für eine gesunde und frische Luft!“

„Aber Friedrich, hast du nicht ein bißchen Heimweh?“ fragte ich ihn.

„Nein, ganz gewiß nicht. Und wenn ich welches hätte, so würden die isländischen Pferde mir bald alles Heimweh aus dem Wagen hopfen,“ entgegnete Friedrich von seinem munter dahintrabenden kleinen Pferde herunter.

Wir machten hurtig voran, obschon wir an diesem Tage

keine lange Reise beabsichtigten. Plötzlich spitzten unsere Pferde die Ohren, alle auf einmal: vor uns auf dem Wege mußte etwas los sein, denn alle stieren so merkwürdig nach vorn. Ja, bald entdeckten wir auch eine schnurrige Karawane. In einem geringen Abstand von uns sahen wir etwa zwanzig Pferde, die in einer langen Reihe dahinzogen, eines hinter dem andern; ein Knabe ritt voran und zog den ganzen Zug hinter sich her, und dahinter ritt eine große Schar echter isländischer Bauern aus dem Innern des Landes. Sie bewegten sich auf dem Wege dahin in derselben Richtung wie wir. Wir würden sie also bald einholen.

Sie waren in Kenkjavik gewesen und ritten jetzt heim. Die Pferde waren fest aneinandergebunden, wie unsere Eisenbahnwagen; das eine war am Schwanz des andern befestigt, und jedes Pferd war beladen mit den verschiedensten Waren wie ein Güterzug. Eines trug zwei große Beutel mit Korn, ein anderes einige Behälter mit Kaffee, Zucker und Tabak, ein drittes Baumaterialien, Balken und Planken, ein viertes Eisenplatten zum Dachdecken, und so ging es weiter. Der ganze Zug bewegte sich recht schlecht voran, obschon das eine oder andere Tier bisweilen etwas ungeduldig und mit nicht geringer Kraft am Schwanz seines Vorgängers zog. Solche Karawanen schlängeln sich eigentümlich auf den oftmals krummen Wegen hin und setzen unbedenklich über Bäche und Flüsse. So legt man oft zwanzig bis dreißig Meilen zurück, um die nächste Handelsstadt zu erreichen. Die Leute haben Zelte bei sich, die auch von den Pferden getragen werden, und am Abend schlägt man auf diesem oder jenem Grasplatz ein Lager auf, am liebsten dort, wo ein Bach mit klarem Trinkwasser fließt. Die Pferde grasen des Nachts, um sich für die Anstrengungen des nächsten Tages zu stärken, und schlafen dann eine Zeitlang stehend.

So sind wir denn bis zum Nachtrab der seltsamen Kara-

wane gekommen. Aber man glaube nicht, daß wir ohne weiteres daran vorbeikommen. Das würde unerhört sein, etwas, das in diesem Lande fast unmöglich ist. Hier gilt es, die uralten Formen zu beachten und zu befolgen. Und warum sollte man sie auch abschaffen? — Die Bauern machen halt und grüßen uns, indem sie alle frisch, kräftig und freundlich ausrufen: „Saelir verid pér!“ („Selig seid Ihr!“), ein Gruß, der etwa einem gewöhnlichen „Guten Tag“ entspricht. Und ich antwortete mit denselben Worten. Jetzt folgen die Fragen, die isländische Reisende aneinander zu richten pflegen. Einer der Bauern, ein kräftiger Mann mit schwarzem Bart, stellte sein Pferd dem meinigen gegenüber, sah mir frisch und freundlich in die Augen, indes er mit der Linken die Zügel des Pferdes hielt und mit der Rechten die Reitpeitsche auf den Sattel stützte, und dann ließ er mich ein regelrechtes Verhör durchmachen.

„Wie heißt der Mann?“ (Diese Frageform wird gern statt der direkten: „Wie heißen Sie?“ angewandt, besonders im Anfang einer Unterredung.) „Woher kommst du?“ „Woher stammst du?“ „Wohin willst du?“ „Was ist dein Stand?“ „Was kannst du Neues melden?“ „Wie heißt der Knabe?“ „Was ist sein Stand?“ „Woher ist er?“ „Kann er isländisch sprechen?“ „Wie gefällt ihm das Land?“ und so fort.

Da ich in der langen Zeit, wo ich im Auslande gewesen, etwas die Übung verloren hatte, einen andern so zu examinieren, wie ich jetzt examinirt wurde, und da ich außerdem die Sprache nicht mehr ganz flüssig konnte, so begnügte ich mich damit, einige wenige Fragen zu stellen, die nun auf das bereitwilligste beantwortet wurden. Zuletzt reichte mir mein freundlicher Examinator eine Prise Tabak, indem er lachend sagte: „Die Freundschaft liegt darin!“ Dann riefen beide Parteien einander ein kräftiges „Verid pér saelir!“ zu, die-

selben Worte wie im Anfang, aber in einer anderen Ordnung, in der sie nun einen Abschiedsgruß bedeuten können. Darauf trennten wir uns. —

Wir entfernten uns ziemlich schnell von der großen Schar, deren Pferde mehr zu tragen hatten als die unsrigen und deshalb nur langsamer von der Stelle kommen konnten, und bald entrollten sich vor unsern Augen die verschiedensten Landschaften, die eine interessanter als die andere. Erst kam ein Bach, über den wir hinüber mußten, eine Gelegenheit, bei der unsere guten Tiere, ohne zu rasten, einen guten Schluß mit auf den Weg nahmen; dann befanden wir uns bei einer plötzlichen Biegung des Weges an einem See, aber die Umgebung bestand hier aus großen Lavablöcken statt in schönen Buchenwäldern; bald kamen wir an ein tiefes Thal, durch das man im Zickzack reiten mußte.

Plötzlich hören wir hinter uns Pferdegetrampel. Wir sehen uns um und erblicken einen kleinen Jungen, der in vollem Galopp herangefauscht kommt. Sobald er uns eingeholt hat, läßt er sein Pferd halten und nimmt den Hut ab mit den Worten: „Saelir verid pér!“ Ich erwiderte: „Saell vertu!“ und die Unterredung beginnt. Diesmal wollte ich der erste sein bei dem Examen über Namen, Wohnort, Stand und so weiter, aber der Kleine kam mir zuvor: „Wie heißen Sie?“ „Wohin reisen Sie?“ Als er seine Wissenslust befriedigt hatte, sah er mich schweigend an, denn jetzt sollte ich ja an die Reihe kommen. Ich begann also: „Und wie heißt du?“ „Erinnere ich mich recht, so nannte er sich Thorsten, „Wie alt bist du?“ „Zehn Jahre.“ „Wohin willst du?“ „Ich reite nur so den Weg entlang, um mich zu unterhalten. Aber als ich Sie sah, eilte ich voran, um Sie zu begrüßen.“ „Das war schön von dir. Aber woher kommst du?“ „Bon Reykjavik.“ „Ist dieses Pferd dein eigen?“ „Nein, das ist Vater seines.“ „Wie weit willst du

reiten?“ „Ach, ich will Sie nur etwas begleiten, dann reite ich zurück. Geben Sie mir Ihr Packpferd, ich will es etwas ziehen.“ Wir ritten nun Seite an Seite und sprachen über alles Mögliche, wobei ich den Dolmetsch machen mußte zwischen den beiden Knaben. Friedrich begann übrigens schon etwas Isländisch zu verstehen, und er mußte jetzt auch etwas von Dänemark erzählen, von den hohen Bäumen, den großen Pferden, den Eisenbahnen, dem schönen Kopenhagen, was alles für den kleinen Isländer gerade so neu war wie alles Isländische für uns. „Das muß hübsch sein, da zu wohnen,“ sagte der Knabe. Als er uns nach einiger Zeit verlassen mußte, verehrte ihm Friedrich ein hübsches Bild, worüber er sich sehr freute. Er bedankte sich mit einem Kuß; darauf sagte er uns Lebewohl, wünschte uns eine glückliche Reise und sprengte mit voller Kraft heimwärts. — Überhaupt trifft man im Innern des Landes niemals Fußgänger, alle sitzen zu Pferde.*

Die Sonne begann indessen sich den Bergspitzen zu nähern, und wir konnten schon in der Ferne den Hof Middalur sehen, wo wir die Nacht verbringen wollten. Er liegt nicht am Wege selbst, sondern links davon in einer Entfernung von einer Viertelmeile. Als wir ihm ungefähr gegenüber waren, wandten sich die Pferde nach links, ohne daß wir unsererseits sie dazu ermunterten, denn sie wissen aus Erfahrung, daß man um diese Zeit ins Nachtquartier muß, und wir konnten sie kaum zurückhalten. Hier war aber kein Weg, und deshalb mußten sich die armen Tiere sehr quälen; bald sanken sie bis zu den Knien ein, bald ging es bergauf, bergab. Sie hatten

* Heute hat man auch auf Island angefangen, Wagen- und sogar Autoverkehr einzuführen, aber doch nur auf einzelnen kurzen Strecken — Fingerlängen im Verhältnis zu der ungeheueren Ausdehnung des Landes, das fast so groß ist wie Bayern, Sachsen und Württemberg zusammengenommen.

indessen guten Mut, denn jetzt waren wir bald bei dem schönen Hof, und sie wußten, daß sie es da gut haben würden.

Wir befanden uns noch oben auf den Höhen; das Gehöft lag tief unten zu unseren Füßen. Bevor wir den Abstieg begannen, machten wir einen Augenblick halt, um die Koffer zurechtzurücken und die weite prächtige Aussicht zu genießen. Zur Rechten drei große Seen zwischen zwei hohen, parallelen Bergketten, die mehrere Meilen voneinander getrennt sind. Zur Linken die mächtige schneebedeckte Esja, die sich ganz bis Kenfjavik hinzieht, und an der wir noch den ganzen folgenden Tag entlangreiten müssen. Es ist gegen 9 Uhr, alles ist hell und klar; unten liegt vor uns der Hof, umgeben von großen, saftigen Grasflächen, und die Leute sind alle zusammen draußen beim Heumachen beschäftigt, ein gutes Stück von den Häusern entfernt.

Wir schwangen uns wieder auf unsere Pferde, die jetzt mit gewohnter Sicherheit wie Gamsen herabzuklettern begannen; wir mußten uns gut im Sattel zurücklehnen, um nicht herunterzufallen. Die Pferde waren nicht zum Stehen zu bringen: sie wollten zum Nachtquartier und beeilten sich, herunterzukommen. Endlich erreichten wir „Sladid“, einen kleinen gepflasterten Platz vor den Häusern. Der Bauer hat die fremden Gäste gesehen, denn jetzt kommt er von seiner Arbeit auf dem Felde langsam auf uns zugeschritten. Wir grüßten ihn in der üblichen Form; auf unsere Frage, ob wir die Nacht bei ihm bleiben könnten, antwortete er mit freundlicher Bekräftigung und rief dann ins Haus hinein: „Selgi!“ Ein kleiner Knabe kommt herausgelaufen, springt zu unseren Pferden und beginnt schon, ihnen die Sättel abzunehmen. Ich will helfen, die schweren Koffer herabzunehmen, erhalte aber vom Bauer eine freundliche Aufforderung, mich damit nicht zu quälen. „Dafür werden wir alle miteinander sorgen. Ihr müßt müde sein. Bitte, kommt mit mir herein!“ So

gehen wir denn nach ihm hinein, durch einen breiten, dunklen Gang; zu beiden Seiten sieht man im Halbdunkel mächtige rauhe Holzbalken, die wohl ein paar hundert Jahre alt sein können, und dazwischen erblickt man die nackte Rasenwand. Bald geht es dann zur Rechten in einen andern, vollständig dunklen Gang. „Auf die Stufen achten!“ sagte der Bauer. Wir gehen ein paar Stufen hinauf, indem wir uns im Dunkel vorwärts tasten. Endlich öffnet sich eine Thür, und jetzt treten wir in ein wirklich nettes kleines Fremdenzimmer, das ganz mit neuem, unbemaltem Holz paneelirt ist. In der Mitte steht ein runder Tisch, an den Wänden Schrank und Kommode von — ja, wer hätte das gedacht! — von feinstem Mahagoniholz, ein Sofa, eine große, altmodische Truhe und endlich ein schönes Harmonium. An den Wänden verschiedene eingerahmte Bilder.

Unsere Koffer wurden vom Sohne des Bauern zu uns hereingebracht, und zugleich kam die Tochter, um zu fragen, was wir zum Abendessen wünschten. Ich gab ihr eine unserer Blechdosen und bat, sie eine Viertelstunde in kochendes Wasser zu setzen; so bekamen wir eine vorzügliche Mahlzeit. Die warme, frischgemolkene Milch des Hofes war vorzüglich, sie hatte einen Geschmack von aromatischen Bergkräutern. Das Brot war ebenso vorzüglich und rein.

Nach dem Essen ging ich hinaus, um nach unseren Pferden zu sehen. Ich fand sie, eine Viertelstunde entfernt, auf einer Wiese, wo sie so eifrig am Grasen waren, daß sie nicht einmal auffahen. Wenn ich sie auf den Rücken klopfte, begnügten sie sich damit, hastig die Augen ein wenig zur Seite zu wenden. Schon als ich ihnen näherkam, hatte ich gesehen, daß sie jedesmal, wenn sie einen Schritt vorwärts wollten, beide Vorderbeine heben mußten; der Bauer hatte diese mit einem eigens dazu eingerichteten Strick tüchtig gefesselt, damit sie nicht in der Nacht nach Reykjavik zurücklaufen

könnten. Ich hätte ihnen wirklich eine behaglichere Nachtruhe gegönnt, aber da ließ sich jetzt nichts machen: so ist's Sitte und Brauch, und unter den obwaltenden Verhältnissen war es zugleich eine Nothwendigkeit.

Der gute Bauer schenkte uns noch eine Zeitlang seine Gesellschaft. Wir mußten ihm alles Neue erzählen, was wir von der Hauptstadt und aus den fremden Ländern, von denen wir kamen, wußten. Es ist überraschend, wie groß das geistige Interesse dieses Volkes ist. Nichts ist gleichgültig für sie, alles interessiert sie. Überall in diesen einsamen Gegenden ist heute noch dieselbe Lust, Neuigkeiten zu hören, wie es in alten Tagen war, wo selbst einmal eine bewegte Volksversammlung Hals über Kopf aufgelöst wurde, weil sich die Nachricht verbreitete, es sei soeben ein fremdes Schiff in den benachbarten Hafen eingelaufen. . .

Am Morgen wurden wir von der Hausmutter geweckt, die uns auf einem hübschen Tablett mit schneeweißer Decke Kaffee und Kuchen brachte. Das ist auf Island nationale Sitte; kein fremder Gast darf aufstehn, bevor er eine Tasse ordentlich warmen Kaffee getrunken und das allerbeste Backwerk des Hofes genossen, sonst könnte er sich ja erkälten in dem kalten Land. Erst dann steht man auf, wäscht sich und zieht sich an. — Einige Zeit nach dem Aufstehen gingen wir hinaus, um nach unseren Pferden zu sehen. Inzwischen hatte die Hausmutter uns eine Mahlzeit bereitet von all den besten Dingen, die sie herbeischaffen konnte, und dann mußten wir nochmals eine Tasse vortrefflichen Kaffee trinken.

Jetzt mußten wir an die Abreise denken; denn zwischen Middalur und unserm nächsten Nachtquartier Thingvellir gab es keine Wohnungen, sondern nur wilde, schneebedeckte Berge. Die Pferde wurden geholt und gesattelt, und Friedrich verteilte einige kleine Geschenke an die Kinder des Hofes. Der Bauer zeigte uns die Lage der Berge, über die

wir jetzt reiten sollten, aber wir sahen, daß sie fast im Nebel verhüllt waren. Wir mußten deshalb die Stkleider anlegen: gelbe Lederhosen, gelbe Lederjacken und große Matrosenmützen auf dem Kopfe. Als alles zur Reise fertig war, wollte ich bezahlen, bekam aber den Bescheid, daß man von Landsleuten keine Zahlung annähme. Ich blieb aber dabei, bis man endlich einen kleinen Betrag entgegennahm. Dann brachte unser Wirt uns noch etwas auf den Weg, und dann ging es wieder vorwärts . . .

Die ersten drei Stunden führte der Weg durch das wilde, unbewohnte, aber doch grüne Seljatal. Als wir endlich auf dem steilen Bergpfad hinaufgekommen waren, machten wir unwillkürlich halt vor Bewunderung des Anblicks, der sich uns bot; es war in der That ein großartiges Panorama: Berge in den wildesten Formen, von oben bis unten aus schwarzen, höchst unregelmäßigen Lavastrücker von ungeheurer Größe gebildet. Sie glichen bald mächtigen Burgen, bald versteinerten Rängen, die in den unglaublichsten, wildesten, verrenktesten Stellungen dastanden. Wie ein rasender Titan streckt der eine zwei Riesenarme zum Himmel empor, ein anderer liegt mit gebeugtem Haupt auf seinen Knien, so daß sein ungeheurer Rücken sich klar und deutlich gegen den Himmel abzeichnet. Ein dritter hat sich in seiner ganzen Länge ausgestreckt, man sieht genau das Haupt des Riesen, seine breite Brust, seine mächtigen, starken Arme und die schwach gebogenen Knie. Alle diese Gestalten heben sich in klaren Linien von dem blauen Himmel ab. Der Nebel ist verschwunden. Die Luft ist warm, licht und unendlich durchsichtig. Ach, warum kommen nicht die Dichter aus aller Welt hierher! Sie würden Stoff finden zu hohen Gesängen!

Jón Svensson.

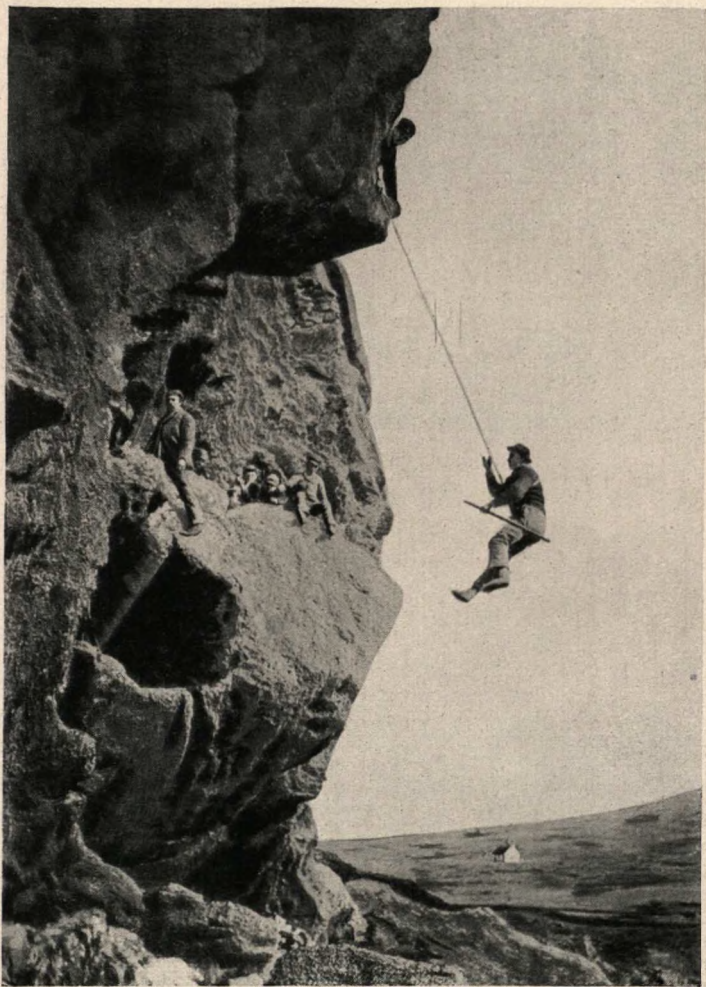
Aus: „Zwischen Eis und Feuer. Ein Ritt durch Island.“
Verlag Franz Goerlich, Breslau.

Am Sinai Islands

Wir kamen auf Mosfellsheidi, ein weites Lavafeld, das mit Steinen und Felstrümmern übersät ist. Es war hier gar kein Weg mehr zu erkennen. Nur schwarze Steinhäufen, in weiten Entfernungen voneinander aufgeschichtet, deuteten denselben an. Das Mitleid, das ich bisher selbstsüchtig auf mich allein verwandt hatte, ging allmählich auf mein Reittier über, ein allerliebstes Fuchslein, das sich anfangs als Fußgänger erwiesen hatte, aber zwischen dem Gerölle und Gestein holperte und stolperte, daß es ein Jammer war. Trotz meinem Mitleide aber mußte ich schließlich nach dem Beispiele der andern das spanische Rohr zur Anwendung bringen, um das Tier nur in ordentlichem Schritt zu erhalten. Die Steinwüste wollte gar kein Ende nehmen. Eine Stunde — zwei Stunden — drei Stunden ging es über Stock und Stein. Nie bin ich so vom Kopf zum Fuß durcheinandergerüttelt worden. Endlich, als wir eine neue Hügelwelle des ungeheuren Feldes erreicht hatten, tat sich vor uns die Spiegelfläche eines einsamen Sees auf, von langen Hügel- und Bergzügen umsäumt, deren höchste Schnee trugen. Es war ein düsterer, aber doch in seiner Art schöner Anblick. Umsonst suchte ich irgendwo ein Dorf. Nirgends zeigte sich menschliches Leben. Wenn unser Gespräch ins Stocken kam, herrschte überall die feierlichste Stille. Wir näherten uns dem See und ritten geraume Zeit an seinem westlichen Ufer entlang. Über sieben Stunden waren wir nun schon zu Pferd. Da kommandierte uns Eyvindur endlich, an einigen niedrigen Felshügeln Halt zu machen. Er und Sigurdur nahmen ihre Pferde beim Zaum und führten sie

zwischen ein paar Felsen hinein. Wir folgten. Aber welche Überraschung!

Vor uns führte eine steile, natürliche Felsentreppe in die wildeste und phantastischste Schlucht hinab, die ich je gesehen, ein wahres Höllental, ein Stieg in die Unterwelt, ganz in Dantes Stil erdacht und ausgeführt. Keine grüne Tanne, kein fröhliches Buschwerk verkündet hier, wie etwa in der Via Mala oder am St. Gotthard, den Sieg fruchtbaren Lebens über den starren Fels und die unheimlichen Kräfte der Tiefe. Wie die Wälle einer urweltlichen Riesenburg türmen sich rechts und links, etwa 15—30 Meter auseinander, zwei senkrechte Felsmauern auf, nur an ihren Spalten oder Absätzen dürstig mit Moos und fargen kleinen Büschen bewachsen. Über eine Stunde weit zieht sich diese doppelte Felsmauer am nördlichen Ufer des Sees von Thingvellir entlang, die nördliche 30—45 Meter, die südliche durchschnittlich etwa 15—18 Meter hoch. In Zinnen, Türmchen, Spitzen, Zacken, Brustwehren, Erkern, überhängenden Bogen, wild zerrissenen Klippen, gespenstischen Fragengestalten entwickelte die knorrige, dunkle Lava am oberen Rande der beiden Wälle, besonders des nördlichen, eine unerschöpfliche Phantastik. Bald möchte man glauben, eine wirkliche mittelalterliche Burg vor sich zu haben, bald einen Adlerhorst aus dem Hochgebirge, bald ein Hexennest der alten Sage, die Szenerie zu einer Walpurgisnacht. Die Sohle der Gjá (Gjau) oder Schlucht ist mit spärlichem Gras bewachsen, meist mit kleineren und größeren Felstrümmern besät. Die südliche Mauer steigt an einzelnen Stellen terrassenförmig auf; an andern kann man deutlich ersehen, daß sie einst mit der nördlichen zusammenhing und wohl mit ihr eine einzige feuerflüssige Masse bildete, welche im Erkalten auseinanderbarst und diese seltsame Felsenspalte zurückließ. Alle Anstrengung des Tages war vergessen, als ich mein Fuchlein die Felsen-



Bogelfang auf den Westmänner-Inseln
Phot. Franz Otto Koch



Almannagjá. Allmännerchlucht
Phot. Franz Otto Koch



Landpost
Phot. Dr. Stoedtner

treppe hinabführte und jeden Augenblick innehielt, um die wunderlichen Felsgestalten anzustaunen. Die Überraschung war zu groß. Ich begreife völlig, wie Lord Dufferin schreiben konnte, es sei der Mühe wert, nach Island zu reisen, bloß um die Almannagjá zu sehen. Die Schweiz, Norwegen, Tirol und andere Bergländer haben unzweifelhaft viel tiefere, malerischere, schönere und großartigere Felschluchten aufzuweisen, aber so eigenartig gespenstisch wie diese wird man kaum eine zweite finden. Als wir unten an der Felstreppe angekommen waren, schien sie mir wirklich wie ein Traum. Gerade da erhebt sich auch die Südmauer steil senkrecht zu einer gewaltigen Bastei — man meint, es müßte da einst ein Felsenschloß wie in Stirling oder Edinburg gestanden haben. Unten im Grunde der Schlucht war es melancholisch düster, dazu unendlich einsam und still. Mensch und Tier sind aber in Island so gemächlich, daß einem auch die Natur gar kein Grauen einflößen kann. Groß und gewaltig ist sie, aber sie hat hier keine Kunstwerke der Menschen, keine Städte zerstört. Der Mensch ist erst gekommen, als eisige Kälte der Revolution des Feuers ein Ziel gesetzt. Friedlich wie wir stiegen vor mehr als einem Jahrtausend die freien Männer Islands diese Felsentreppe hinab, um unten am See ihre Zelte aufzuschlagen und über Wohl und Wehe der Heimat zu beraten. Über ein Jahrtausend dauerte diese jährliche Fahrt nach Thingvellir fort. Darum heißt die Schlucht mit Recht die Almannagjá, die „Schlucht aller Männer“.*

* Die denkwürdigste und tiefst ergreifende aller dieser Jahresversammlungen, die Althing genannt wurden, war die im Jahre 1000, wo nach schweren Kämpfen, unter dem Grauen des plötzlich entfesselten Erdbebens, von der Mehrzahl des noch heidnischen Althings das Christentum als die gesetzmäßige Religion des Landes angenommen wurde. Und so groß war damals die Achtung vor einem gesetzmäßigen Beschlusse, daß alle — auch die wie rasend Widerstrebenden — sich beugten und in den Wassern der Ógará taufen



Als wir wieder aufsaßen, dachte ich nur an die einstigen isländischen Thingmänner, wie sie zur Versammlung ritten. Die alten Heldengestalten der Saga stiegen vor mir auf, Snorri Godi und Thórhallr, Asgrimsson, Árni Kolsón und Hallbjörn der Starke, Hjalti Skeggjason und Gizur der Weiße, dann all die Lögsögumenn (Gesetzesprecher), unter ihnen Islands Herodot und Thukydides, der gewaltige Snorri Sturluson.

Etwa zehn Minuten mochten wir geritten sein, da rauschte vernehmlich das Tosen eines Wasserfalls an unser Ohr. Es war der zweite Fall der Ögará (Artfluß), die, von Norden kommend, sich erst über die höhere Felsmauer der Almannagjá stürzt, dann eine Strecke weit durch die wilde Schlucht fließt und endlich in einem zweiten Wasserfall in die Ebene von Thingvellir hinausläuft. Hier erweitert sie sich zum seichten Strome, bildet einige Inseln* und mündet dann in den stillen See von Thingvellir.

In der Nähe des zweiten Falles führte ein breiter Spalt aus der Kluft heraus, wir hatten Thingfeld und See vor uns; an einer der seichteren Stellen, wo der Fluß eine Sandbank bildete, ritten wir durch und waren nun in Thingvellir, das inmitten der Thingebene liegt. Ich hatte hier eine Ortschaft erwartet; es war aber nichts zu sehen, als eine schlichte, von außen geteerte Holzkirche und ein großes einstöckiges Bauerngehöft, halb Bretterhaus, halb Erdhütte, die Wohnung des

ließen. Die Schilderung dieses in der Weltgeschichte einzig dastehenden Ereignisses bildet den erhabenen Ausklang des Dofschens Romans „Das Erdfeuer“.

* Auf diesen Inseln (Holmen) pflegten die streitbaren Althingsmänner in den alten Zeiten ihre größeren Meinungsverschiedenheiten durch Zweikampf oder — wie sie es nannten — „Holmgang“ zu entscheiden. Hier stritten die beiden bekannten Rämpen Gunnlaug Ormstunga und der Skalde Ravn im Angesicht des ganzen Things. Aber das war der letzte gesetzmäßige Holmgang auf Island. Man wollte es nicht mehr dulden, daß die besten Männer des Landes einander töteten, sobald sich Uneinigkeit unter ihnen erhob.

Pfarrers. In einem mit Lavastein umzäunten Hofe saßen die Führer ab. Ein Mann in bräunlichen Wollkleidern, mit isländischen Schuhen empfing uns. Es war Sira Pálsjon, der Pastor von Thingvellir. — —

Es ist hier keine Burg, kein Denkmal, keine Straße, gar nichts von Menschenhand, was an die geschichtliche Bedeutung des Plazes erinnerte. Und doch waltet über dieser Einsamkeit der Odem majestätischer Größe, glücklicher Freiheit und lebenskräftigen Volkstums. Thingvellir ist Islands Rütli und Olympia. Könige sind hier nicht begraben, Fürsten gab es hier nie; aber minder ehrwürdig ist deshalb diese einsame Stätte nicht als die Königsgräber zu Roeskilde oder Westminster; ein kräftiges germanisches Volk hat sich hier über ein Jahrtausend einen Rest seiner alten Freiheit gewahrt und die heiligen Erinnerungen seiner Bergangenheit erneuert.

Alexander Baumgartner.

Aus: „Im hohen Norden, Reiseskizzen aus Schottland, Island, Skandinavien und St. Petersburg.“ Herausg. von J. Kreitmaier. Auszug aus des Verfassers großem Werke „Nordische Fahrten, Skizzen und Studien“. 3 Bände. Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Br.

Ein Mittagsmahl an den heißen Quellen

Es ging mehrere Stunden in gemüthlichem Trab vorwärts. Da wir uns in einer vollständigen Wüste befanden, war keine Rede davon, daß wir einen Hof oder eine Wirtschafft finden könnten. Als wir an eine Anhöhe kamen, sahen wir plötzlich, gerade vor uns, in etwa einer Meile Entfernung, eine ganze Anzahl deutlich sichtbarer Feuersbrünste. Es war, als ob zehn oder zwölf Häuser in Brand ständen. Etwa zehn, zwölf weiße Rauchsäulen stiegen beständig von der Erde auf und wurden vom Winde nach Osten getragen.

„Was ist das?“ fragte ich meinen isländischen Begleiter.
„Woher kommt der Rauch?“

„Das ist kein Rauch“, sagte er, „das ist nur Dampf von einigen warmen Quellen, die sich hier in Menge finden.“

Wieder Feuer und vulkanische Ausbrüche! — Immer dieselben Phänomene unter stets wechselnden Formen.

Wir sahen nun immer deutlicher und deutlicher, wie die Dampf säulen mit gewaltiger Kraft aus diesen warmen Löchern geworfen wurden. Etwas zur Rechten lag ein großer See, zur Linken hohe Bergrücken.

Wie diese Landschaft eigentümlich war! Rings um uns schimmernde weiße Gletscher, so eisig kalt, mit ihren mächtigen Eis- und Schneemassen, und in der nächsten Nähe das kochende Wasser und der buchstäblich brennende Erdboden.

Man fühlte sich hier dem fürchterlichen Feuer so unheimlich nahe, dem „Erdfeuer“, das beständig unter der Erdkruste brennt, ja, oft sogar ganz oben an der Oberfläche.

Diese kochenden, dampfenden, sprudelnden Quellen sind ja eine Art von vulkanischen Ausbrüchen, nur daß das kochende Wasser an Stelle des Feuers tritt.

Trotz des Unheimlichen, das damit verbunden war, beschloßen wir, dicht am Rande einer dieser Quellen Rast zu halten. Einer unserer Gründe war der Wunsch, uns mit Hilfe des unterirdischen, vulkanischen Feuers ein w a r m e s M i t t a g e s s e n zu verschaffen.

Wir näherten uns bald der großen Dampfkuhle mitten unter den vielen dampfenden Wasserkesseln. Hier war das beste „Wasser auf der Maschine“, das man sich denken konnte, und obendrein gratis.

Wir befreiten unsere armen durchschwitzten kleinen Pferde von ihren Sätteln, Paketen und Koffern, damit sie sich recht gemächlich ausruhen und grasen konnten, während wir neben einem der Wasserkrater, einer kleinen, kristallklaren, kochenden Quelle unser Lager aufschlugen.

Es kochte und sprudelte unaufhörlich in dem starken Steingefäße, und das heiße Wasser quoll beständig über seinen Rand.

Wir öffneten unsere Koffer, nahmen unsere Speisewaren hervor und legten sie in Ordnung neben der kochenden Quelle nieder. Mit der Zubereitung ging es folgendermaßen: Wir nahmen einige Löffel des nahrhaften Suppenpräparats in einen blanken Blechbehälter und füllten diesen mit kochendem Wasser von der Quelle. Dann hielt einer den Behälter fast bis zum Rande ins heiße Wasser nieder, während ein anderer mit einem Löffel drin umrührte. Nach ein paar Minuten hatten wir eine dampfende Fleischsuppe, wie sie selbst das erste Hotel nicht besser zu liefern vermöchte.

Während wir unsere Suppe genossen, war das unterirdische Feuer schon daran, das nächste Gericht zuzubereiten. Wir hatten nämlich einen feinen Eisendraht um eine neue Dose gebunden, sie enthielt Lammfleisch.

Wir senkten sie ein bißchen unter die Wasserfläche, und als wir mit unserer „Schildkrötensuppe à la jardinière“,

oder wie man sie nun nennen soll, fertig waren, da war das ausgezeichnete Lammfleisch schon bereit.

Jetzt kommt das dritte Gericht des Menus: das war an dieser Stelle ein äußerst seltenes Gericht. Ich hatte mich nämlich mit einigen frischgelegten Eiern versehen. Die lagen, jedes für sich gut eingewickelt, in Watte, in einem kleinen Blechbehälter. Auch sie wurden nun in das kochende Wasser hinabgesenkt, und fünf Minuten später war das dritte Gericht serviert: „weichgekochte Eier“.

Zum Schlusse wünschte einer von der Gesellschaft Kaffee. Doch da sich kein Kaffee in unseren Borratskammern fand, ersetzten wir ihn durch eine Tasse Kakao. Die Zubereitung dauerte kaum eine Minute. Wir füllten unsere Tassen mit kochendem Wasser, taten einen Löffel Pulver hinein, und der Kakao war fertig.

*

Als die Tafel endlich aufgehoben wurde da draußen in der vulkanischen Wüste, erwartete uns eine schreckliche Überraschung. Ja, etwas vom Schrecklichsten, das wir uns denken konnten.

Wir hatten vor der Mahlzeit unsere guten Pferde zu einer kleinen Vertiefung geführt, wo sich Gras fand, ungefähr 50 Ellen von der Quelle. Sie hatten sich immer so schicklich benommen, daß wir keinen ernstlichen Grund zu haben glaubten, einen Fluchtversuch zu befürchten.

Aber da wir jetzt nach beendigter Mahlzeit zu der Stelle gingen, wo wir sie verlassen hatten, da waren sie spurlos verschwunden!

Es lief uns kalt über den Rücken, denn ohne Pferde, weit drinnen in dem großen Lande, ist man in einer geradezu verzweifelten Lage, besonders, wenn man, wie wir, allerlei Bagage hat. Wie sollten wir zu menschlichen Wohnungen gelangen? Wie sollten wir über die großen,

mehrere hundert Ellen breiten Gletscherflüsse kommen? Das kann man nur auf dem Rücken der zuverlässigen Pferde.

Wir spähten nach allen Seiten, aber vergebens, wir sahen nichts. Jetzt war guter Rat teuer.

Wir sahen einander an, aber niemand lachte. Ein jeder von uns verstand vollkommen den Ernst der Sachlage.

Endlich sagte unser isländischer Reisegefährte, indem er nach Südost zeigte: „Sie können unmöglich in einer anderen Richtung gelaufen sein als in dieser.“

Wir sahen weit weg in der angegebenen Richtung eine große, grüne Ebene.

„Sie sind von hier verschreckt durch das Zischen und Brausen der Quellen,“ fuhr der Isländer fort, „und dann haben sie das gute Gras da hinten gesehen und sind ganz sicher diesen Weg gelaufen.“

Und wirklich, da wir unsere Augen aufs äußerste anstrengten, konnten wir zuletzt da unten einige kleine dunkle Punkte sehen. Das mußten sie sein.

Während wir also ruhig bei unserm warmen Mittagsmahl gegessen hatten, waren sie in gestreckter Karriere wegelaufen über Stock und Stein, um sich einen besseren Mittagstisch zu verschaffen. Das war ja natürlich und selbstverständlich, aber für uns im allerhöchsten Grade un bequem.

Es wurde nun abgemacht, daß einer von uns zurückbleiben sollte, um beim Gepäck Wache zu halten. Die anderen sollten sich dann auf den Weg machen nach den Pferden. Ich war unter diesen letzteren.

Das wurde jetzt eine lange, anstrengende Lauf tour, bloß, um dahin zu kommen. Es gab ja auch keine Spur von einem Wege. Wir mußten über die unzähligen Lavablöcke springen, womit die ganze Strecke übersät war.

Endlich erreichten wir, müde und matt, die große Ebene.

Aber hier erwartete uns eine neue Schwierigkeit der allerernstesten Art.

Sobald die fortgelaufenen kleinen Verbrecher uns gewahr wurden, hörten sie alle mit einem Male auf zu grasen, hoben den Kopf empor und starrten uns einige Augenblicke an, schüttelten ihre Mähnen und sahen dann aufeinander, indem sie mehrmals eigentümlich den Kopf warfen, und machten sich dann einmütig in wildem Lauf weg von uns, hin über die Ebene!

Ein paar von uns wollten gleich hinter ihnen hersehen, wie Fußballspieler hinter dem springenden Ball; aber unser isländischer Freund, welcher der einzige unter uns war, der den Charakter dieser kleinen Ponys bis auf den Grund kannte, hielt uns mit Bestimmtheit zurück. Er setzte dann ein sehr ernstes Gesicht auf und sagte: „Wir befinden uns in einer großen Gefahr; laßt uns die nicht größer machen durch eine Unbesonnenheit. Es kann wohl sein, daß wir unsere Pferde niemals wiederbekommen. Es fängt an, dunkel zu werden, der Nebel wird beständig dichter. Es kann nichts nützen, hinter ihnen herzulaufen. Sie laufen viel schneller als wir, und sie verstehen schon, sich in passender Entfernung zu halten. Es gibt nur eine einzige Art, sie zu fangen: Wir müssen sie umgehen. Wenn wir dann so stehen, daß wir ein Dreieck um die Tiere bilden, so gehen wir mit äußerster Vorsicht auf sie zu und achten beständig darauf, nicht ihre Aufmerksamkeit zu wecken. Sobald sie auf einen von uns hinsehen, soll er sich ins Gras niederwerfen und warten, bis sie wieder ruhig geworden sind. — Wenn wir ihnen dann so nahe gekommen sind, daß sie uns hören können, werden wir alle auf einmal anfangen, so laut wir können, zu flöten.“ Hier lehrte er uns, indem er selbst flötete, wie es geschehen sollte: langgezogene Töne und immer dieselbe Höhe.

Ich wußte von meiner Jugend her, daß dieses eigentümliche Mittel immer angewendet wird, wenn man ein wildes Pferd einfangen will. — Wenn die isländischen Pferde diese Töne hören, so geschieht das Merkwürdige, daß sie gleichsam zaubergebunden dastehen, ganz unbeweglich.

Wir übten uns einige Augenblicke darin, auf die richtige Weise zu flöten. Darauf trennten wir uns. —

Häufig sahen die Pferde auf, aber dann lagen wir im selben Augenblick in dem hohen Gras, und sie wurden gleich wieder ruhig. Als wir ihnen dann endlich so nahe gekommen waren, daß sie uns gleich hören konnten, fingen wir an, das Zaubermittel anzuwenden: das hypnotisierende Flöten. Und merkwürdig genug, sobald sie diese langgezogenen Töne hörten, standen sie wie festgenagelt. Sie spitzten die Ohren, standen unbeweglich und stierten wie versteinert vor sich hin. — Man sah, wie alle ihre Sehnen und Muskeln gespannt waren. — Sobald der bezaubernde Laut nur einen Augenblick aufhörte, sah man, wie die Spannung gleich verschwand, und sie begannen dann, den Kopf zu uns hinzuwenden. Wir beeilten uns deshalb, unser Flöten fortzusetzen, das sie dann wieder an ihren Platz festbannte.

Wir ersahen uns nun alle das Pferd zum Opfer, welches der anerkannte Führer der anderen war; — denn hatten wir das, so würden die anderen unzweifelhaft folgen und sich leicht fangen lassen.

Wir näherten uns ihm also äußerst vorsichtig, beständig flötend, mit ausgebreiteten Armen, und um es nicht zu schrecken, mit dem freundlichsten Gesicht, das wir aufzusetzen vermochten, bis wir zuletzt fast gleichzeitig die Hand auf seine dicke Mähne legen konnten . . .

Welcher Stein fiel da nicht von unseren Herzen, als wir endlich das unentbehrliche Tier festhielten! Wir fühlten so

lebendig, wie groß die Gefahr war, aus der wir nun mit einem Schlage herausgerissen waren! —

Der Nebel war so dicht, daß wir nicht mehr die dampfenden Quellen sehen konnten, welche die Pferde in die Flucht getrieben hatten. — Wäre unsere Jagd mißglückt, so hätten wir unmöglich zu Fuß den Weg dahin in dieser Nacht wiederfinden können.

Jetzt fingen wir mit Leichtigkeit die anderen Pferde und ritten dann in gestrecktem Galopp hinauf zu unserm Kameraden, der unserer wegen sehr bekümmert gewesen war. Nur dadurch, daß wir uns so sputeten, wie die schnellen Beine der Tiere es zuließen, wurde es uns — doch nur mit knapper Not — noch möglich, soviel zu sehen, daß wir nicht ganz in die Irre gerieten auf dem Wege hinauf zu den Quellen.

Alles wurde nun in Eile zusammengepackt, die Pferde wurden gesattelt, und wegen dieser bedeutenden Verspätung mußten wir im Nebel und Dunkel beinahe die ganze Nacht reiten. Erst gegen drei Uhr am folgenden Morgen kamen wir, tüchtig müde und schläfrig, zu dem Hofe, wo wir nach unserm Reiseplane hätten übernachten sollen.

Die Leute nahmen uns, wie überall, mit offenen Armen auf, ließen uns gleich die nassen Kleider wechseln, gaben uns eine ausgezeichnete Mahlzeit und führten uns darauf zu unseren Betten, wo wir den Schlaf des Gerechten schliefen bis weit hinein in den Nachmittag.

Unseren Pferden wurden die Vorderbeine mit einem dicken Strick zusammengebunden, um dadurch jeden neuen Fluchtversuch unmöglich zu machen. In diesem Zustand wurden sie auf einer guten Graswiese sich selbst überlassen.

Jón Svensson.

Aus: „Zwischen Eis und Feuer. Ein Ritt durch Island.“
Verlag Franz Goerlich, Breslau.

Der Wüstenritt

Am hohen Vormittag, nach einer handfesten Mahlzeit, war Thorleif mit den Fremden von Bildaberg fortgeritten gen Norden.

Sie hatten zwei Tagereisen aufwärts bis zu der Stelle, wo der Ernst sein Regiment antrat. Alles verlief gut.

Als der Aufstieg aus den steinigten, tiefer gelegenen Berggegenden beendet war und der Ritt über die große Wüste beginnen sollte, saß Thorleif ab und steckte einen langen Streifen Papiers unter einen Stein. Er wollte sich durch diesen primitiven Wegweiser den Weg zu der einzigen kleinen Oase hinab sichern, wo Wasser und Gras zu finden waren — sehr wenige nur benutzten zur Zeit diesen Weg.

Grandig und sandig lag die große, orangegelbe Wüste vor ihnen mit ihren weißen Ferngipfeln am Blickrand; aber nun waren sie einmal hier, und es ging los.

Der Flugsand wirbelte unter den Pferdehufen auf, er war wie Staub, wenn der Schritt ihn berührte, und dick und dicht wie Rauch; die Reiter mußten die Kragen hochschlagen und die Augen zukneifen, sie konnten fast keine Luft bekommen. Zwischendurch gelangten sie dann auf lange, sandlose Lavastriche, wo der Blick schweifen konnte und sie wieder aufatmeten. Aber sie sahen bald ganz gleich aus; die Touristen wie auch der Begleiter und alle die vordem so verschieden gefärbten Pferde waren in ein welkes, trübes Gelb gehüllt.

Gegen Morgen nach einer hellen, nordischen Nacht erreichten sie endlich nach sechzehnständigem Ritt glücklich die andere Seite und fanden eine Talsenke, die von der Hochebene zum ersten Grasslecken führte. Da senkten sich die hungrigen Pferdemauler im Nu zur Erde hinab — und sie ppropften in

sich hinein, was das Zeug halten wollte, Grünes und Welkes, wie es sich traf; mehrere rissen die Büschel mit der Wurzel aus und wären fast erstickt.

In dem ersten Hofe, den die beschmutzten, ermatteten Touristen antrafen, mieteten sie sich Wohnung, um sich mehrere Tage auszuruhen. Sie hatten von dem letzten Erdstrich fast genug bekommen.

Auch Thorleif blieb den ganzen Tag und eine Nacht im Hofe.

Als er in früher Morgenstunde unter einem Schwall von Dankesbezeigungen die lieben Fremden verließ, wünschten sie ihm aus tiefstem Herzen eine glückliche Heimkehr. Es würde ja ein Leichtes sein — auf diesem Roß!

Thorleif schmunzelte . . .

Man hatte also Flyga Beachtung geschenkt! Sie war ja auch während der ganzen Fahrt die Erste vorn gewesen — und er beugte sich vornüber und klopfte seinem kleinen, flinken Paßgänger ein paarmal freundlich auf den Hals.

Flygas Schritte nahmen Eile an, während Thorleif sich froh und voll Interesse umsah. — —

Als die Sonne durch die Morgenwolken brach, war er ein gutes Stück Weges über den Heiderand gelangt und erreichte schließlich wieder die kahlen, leicht gewellten Riesebenen. Der lange Heimweg lag vor ihm . . .

Die letzten Schafe, die jüngst die Ankunft der Reisenden mit verwunderten Augen begrüßt hatten, verschwanden hinter ihm — der Wüstenritt begann.

Er hatte das Glück, daß die Nacht etwas Frost gebracht, die Sandoberfläche war erstarrt — nun gab er sich guten Mutes seinem Pferde in die Gewalt. Bei der letzten Rast, auf der Flyga eine Portion armseliger Weidenzweige geknabbert, hatte er mit beiden Händen ihr Maul umfaßt und sie geliebkost. Wir wollen heim jetzt! hatte er geflüstert.

Dessen hatte es nicht bedurft; Flyga wußte es längst. Sie scharfte unruhig mit dem Huf . . .

Der Wind war mit ihnen, ein zweiter Vorteil neben dem Frost; er strich fegend über den dunklen Sand, ohne ihn jedoch lockern zu können. Scharfer Trab wechselte mit kleinen Galopps . . .

In wogenden Linien erstreckte sich die Wüstenei um sie her. Stein lag neben Stein auf dem schwarzen Sand und glogte sich gegenseitig an. Keine Spur von Moos, geschweige denn Gras. Geltheit, Öde allerorten — nur draußen an dem fernem Horizont die Gipfel. Es war ein unruhiges Verlangen in ihm wie auch im Rosse, jene Fernen zu erreichen . . .

Ein Schaffskelett hier oder da erhöhte noch die Wüstenstimmung, jetzt stießen sie auf den faulenden Leichnam eines Pferdes — gleich einem alten, löcherigen Ledersack umhüllte noch das Fell die Knochen. Aber je weiter er vorwärtstam, desto heller wurde der Sand, immer williger gab er dem Winde nach. Das fiel ihm auf!

Das Pferd lief, daß der Lavakies in hohen Sprigern hinter den Hufen emporflog — die Spuren gruben sich ein, um sich ebenso schnell zu verwischen. In Flygas Augen saß ein Bild: das hellgrüne Sumpfland!

Er ritt und ritt; aber die Wüste schien ohne Ende — gut, daß er dennoch wußte, wo das Ende lag.

Die Weißköpfe der Gipfel tauchten auf . . . glatt und abgerundet, auf- und niedergleitend ohne Spitzen; weißblaue Felsstürze schieben sich an den steilen Wänden herab. Aber dahinterliegende Schneehauben, die man an gewissen Stellen sollte sehen können, sind nicht mehr zu unterscheiden.

Noch eine Stunde reitet er dahin — die Ferne scheint gleich weit zu sein.

Ob das Wetter sich veränderte? Wahrhaftig, lauer und immer lauer wurde die Luft. Den Wind hat er noch immer

im Rücken; aber gegen Mittag legt er sich ganz. Jetzt sieht der Reiter auch Feuchtigkeit auf den Steinen; es ist Tauwetter geworden — der Umschlag scheint zu drohen.

Eine Unruhe beschleicht jetzt plötzlich Mann und Pferd.

Flyga war die Erste, die sich dieser Unruhe bewußt wurde. Sie spürte es an den Händen, die die Zügel hielten, am Sitz des Reiters — man war nervös dort oben! Auf der Mann auch kein Gras, trank er auch nur ungerne von dem kalten Wasser des Flusses; es war dennoch Mißtrauen genug bei ihm zu spüren gegen die Möglichkeit, allzu lange in dieser Unfruchtbarkeit zu verweilen!

So schritt es denn aus, das behende kleine Pferd; seit fünf Stunden schon hämmerten seine Hufe und pumpten seine Lungen in arger Geschwindigkeit; es begriff, daß die Hoffnung wie alle Hoffnung da vorn lag, nur aushalten, nur geschwind das Ziel zu erreichen suchen.

Aber weshalb trieb er nur so gewaltig an? Sie wußte doch, daß sie sich zu eilen hatte; es ging ja doch heim. Aber vorläufig hatte er doch keinen Grund zur Klage!

Sie mußte zwischendurch verschnaufen, durfte es auch; aber die Ruhepausen wurden kürzer und kürzer . . .

Sie hatte den Wetterumschlag wohl bemerkt; die Luft, die sie einsog, wurde weicher und feuchter, die Hufe sanken tiefer ein; das waren Zeichen, daß nasses Wetter im Anzuge war. Aber die Feuchtigkeit des Regens jagte nicht wie die Schauer des Schneesturms irgendwelches Entsetzen durch ihr Gemüt, und daher trug diese Aussicht wenig dazu bei, sie zur Eile anzustacheln. Nur das Hofgras und die Sehnsucht nach einem kleinen, aufgeschossenen Fohlen, das man plötzlich in diesem Frühling ihr genommen hatte, zogen; handelte es sich vielleicht um Jungin — nun gut, so rannte sie gern, und wenn sie sich dabei die Lunge aus dem Halse rennen sollte!

Die Unruhe droben im Sattel hielt an; sie fühlte, wie er

sich leichter machte, sich anstrengte, um sie nicht zu arg zu belasten, er war so vorsichtig und behutsam mit den Händen, untrügliche Aufforderungen an sie.

Es neigt sich gen Abend, die Sonne hat seit der Mittagsstunde ihre Glut eingebüßt, eine seltsam klamme Kühle erfüllt die Luft — Thorleif dreht sich im Sattel um: eine graue Dämmerwand schleicht sich dort hinten heran.

Flyga weiß es — weiß es längst, die Luft hat es erzählt, der Zügel es geflüstert, des Reiters Schenkel es hinausgeschrien. Die Wegzeichen, die den nur in Zwischenräumen von Jahren befahrenen Wüstenweg ankündigen, sind nicht mehr scharf zu unterscheiden, drei bis vier hat sie bisher vor Augen gehabt, jetzt sind nur noch zwei zu sehen, wenn sie näher herankommt. Der Umstand, daß sie diese beiden im Auge zu behalten vermag, verdankt sie nur ihrer beständig erhöhten Geschwindigkeit.

Thorleif verwirrt sich völlig beim Zählen der Wegweiser. Nur zum nächsten weiter! Die Peitsche, die bei diesem Pferde niemals angewandt wurde, wird herausgeholt. Erst sind es nur laute, leere Schläge in die Luft — dann saust sie nieder. Da sprang sie wildsauchend, halbtoll vorwärts; sie hatte es längst geahnt, jetzt weiß sie es sicher: der Zaum hat sie abermals in die übliche, schicksalschwangere Lage gebracht!

Der Wind saust Thorleif um die Ohren; trotz der Windstille reitet er wie durch einen Orkan: Er duckt sich, beugt sich vornüber, krallt sich fest — jetzt gilt es.

Dunkel und schwer reitet der Nebel ihm nach, einen lautlosen Ritt auf einem Läufer, schneller als dem seinen. Ein feiner Regen nieselt von Zeit zu Zeit.

Wären ihrer mehr gewesen, so hätte er den Nebel nicht so feierlich genommen. Es war ihm schon früher mit Reisenden unterwegs passiert. Dann verstreute man sich so weit,

wie die Stimme reichte, und der hinterste blieb an dem zuletzt erreichten Wegzeichen, bis ein neues gefunden war.

Aber ärger als der Nebel dünkt ihm die Nacht, die sich jetzt nähert — mit ihr hört jegliche Bewegung auf.

Er muß um jeden Preis zum Paß und zum Abstiegspfade gelangen!

Zwei Stunden sind verflossen, seit sie zuletzt Raft gehalten, längst hätte Flyga eine Pause nötig; aber sie muß warten.

Er treibt nur an, klarer ist es ihm jetzt noch als vordem, daß alles von der Ausdauer des Pferdes abhängt.

Er weiß, daß der Nebel höchstwahrscheinlich nur hier oben liegt, und daß er jedenfalls, wenn er nur bis dorthin gelangt, wo diese Wüste ihr Ende erreicht hat, sich von Weidplatz zu Weidplatz weitertasten kann. Die Hufspuren vom letzten Aufstieg her sind deutlich genug zu erkennen, aber gegen Ende sind noch sandlose Lavastriche zu durchqueren.

Schon liegt der Nebel so dick, daß kein Zeichen mehr zu erkennen ist, und eine halbe Stunde später hängt er undurchdringlich vor dem Blick. Da beugt er sich vornüber am Halse des Pferdes nieder und behält die Spurenkette in dem roten Lehmgrund fest im Auge.

Die Peitsche hat er verloren; aber er bohrt seinen rechten Zeigefinger in die kleine Vertiefung zwischen Hals und Mähne — und dieser Druck auf das Halskreuz hat genügend Einfluß auf Flyga. Sie kennt ihn vom Sturz in den Bach mit der Lavaspalte, von einzelnen Augenblicken im Winter, wo sie zwischen Schneewehen festgeschraubt saß, wie von so manchem anderen Male, wenn er und der Zügel sie in Gefahren gestürzt hatten. Sie packt das Gebiß mit den Zähnen und steckt die Nase in die Luft, wild und sinnlos sprengt sie von dannen, so schnell sie vermag.

Es geht abwärts, abwärts, und die Zeichen wechseln in der richtigen Reihenfolge. Sie stehen plötzlich da, tauchen wie

Menschengestalten aus der Undurchdringlichkeit auf, dicht neben Thorleif; er feiert ein entzücktes Wiedersehen auch mit jenem, das aus den fürchterlichen Knochenresten des großen Karawanenunterganges besteht, aus jener Zeit, als ein ähnliches unerwartetes Unwetter, nur gewaltiger und überlegener, die freilich so zahlreiche Reisegesellschaft überfallen und vernichtet hatte.

Schließlich erreicht er auch den Stein, darunter sein jetzt schlaffer, triefendnasser Papierstreifen hin- und herflattert, er zieht sein atemloses Pferd am Zügel zum Lagerplatz auf die sehnsüchtig erwartete Weide.

In acht Stunden war er hinübergelangt und hinab in gastlichere Gebiete voller Vogelleben und Gras.

Flyga stand in dem saftigen kleinen Sumpf, stöhnend und schnaubend. Es schien, als wollten die Rüstern sich schier nimmer beruhigen, die Augen lagen matt und rot in ihren Höhlen. Sie war mehr als erschöpft, sie war zerrüttet, fast verrenkt, ihre Beine schmerzten, die Knie zitterten, alle Fesseln schienen aus den Fugen geraten. Ein von schwarzen Tupfen durchsetztes Dunkel verschleierte den Blick, sie warf sich nieder und schlief wie ein Toter, sobald sie abgesselt war.

Thorleif sank auf einen Stein hinab. Der Weg nach Hause war noch lang. Versagte das Pferd — wie sollte die Fahrt dann enden?

Der Nebel verschlang alle Höhen und Riesflächen, er verdoppelte jetzt zur Nachtzeit das Dunkel — weiter vorn in der Tiefe stürzte der Regen hernieder.

Da fiel ihm ein, daß man ihn auf dem Hofe weit drüben, jenseits der Wüste, wo er Rast gehalten, mit etwas Vorrat versehen hatte, nur eben dem Notwendigsten. Aber als köstlichstes Zehrgeld, mehr wert in diesem Augenblick als alle seine Golddukaten auf der Bank von Island, hatte man ihm

eine Flasche frischgemolkener Milch mitgegeben. In der Kälte dieses Hochlandes war nicht zu befürchten, daß sie sauer werden würde — damit sollte er sich nach dem langen Ritte laben, wenn die Sandöde endlich hinter ihm läge.

Jetzt holte er sie hervor, machte aus seinem Ölmantel eine Schale, die er mit Wasser aus einem Rieselbach am Sumpfe füllte. Er wusch das Pferdemaul und kühlte den Hals, goß dann das Wasser fort und die Milch hinein und hielt sie der halbtoten Flyga vors Maul. Sie schnupperte den Duft in sich hinein, und zu ihres Herrn großer Freude setzte sie die überhitzten, trockenen Lippen an und trank. Eiligst goß er den ganzen Rest der Flasche aus, nicht ein Tropfen blieb übrig — und das Pferd sog den stärkenden Trank ein. Er selber kaute sein Schwarzbrot und geräuchertes Hammelfleisch und lugte hier und da zu seiner Reisegefährtin hinüber — sie saßen hier in der Größe allein, die Zwei, ohne Zelt und Schutz gegen das Wetter.

Er klopfte ihr oft den Hals, und allmählich kam sie so weit zu Kräften, daß sie den Kopf heben und liegend grasen konnte.

Da ging in Thorleifs Innern ein Morgen auf; er saß in dem kalten Abend und genoß — als hätte man ihm selber eine erquickende Schüssel „Skyr“ geboten — das Weiden des Pferdes. Dann benutzte er den Sattel als Kopfkissen, breitete das Lammfell, darin er seine Siebensachen mit sich trug, hinter einem Steine aus und gab sich einem kurzen, stärkenden Schlummer hin.

Als er mitten in der Nacht erwachte, war der Nebel verschwunden, ein frischer, kalter Wind wehte, die Sterne standen lichtspendend am Himmel, und vom Rande des Sumpfes vernahm er das gemütliche Knabbern des Pferdes.

Wie neuerschaffen stieg das Bergland bald darauf aus dem Dunst und der Regenfeuchtigkeit des Morgens. Das große

Seenland weit unten in der Ferne schimmerte hindurch mit seinen gewundenen Flüssen und dampfenden Gewässern. Wolfenfezen zogen niedrig um Felsbänge und erfüllten ganze Talstriche mit Dampf; der hufzerstampfte Pfad, den er eingeschlagen, glänzte schlüpfrig . . .

Schwere Wolfenschichten, mit denen die Sonne sich eben auseinandersetzte, zogen herauf — dort blinkte sie bereits wie ein Fleck in dem gewaltigen Universum und machte von Zeit zu Zeit einer runden Schneebergkuppel Platz. Von neuem wurde mit ihren Unermeßlichkeiten und Abständen, mit ihren Reichtümern an Wüsten und Einöden an diesem Tage Thorleifs stolze Geburtsinsel erschaffen!

Am liebsten wäre er sofort aufgebrochen; aber er harrete aus und ließ der Stute Zeit, sich sattzufressen. Erst als die Morgensanne seine steifgefrorenen Glieder erwärmt hatte, sattelte er und zog ab. Nicht zu Pferde, nein er zog Flyga hinter sich drein — beide gleich steif und müde, begannen sie den Tag.

Das Brausen eines Wasserfalls und die Stimmen der Singschwäne klangen allmählich zu ihm herauf — nicht von der großen Allmende mit den fernen Weideplätzen unter dem ewigen Schnee, nein, die Wüste, durch die er geritten, lag weit von diesen. Es gab andere Schwanensiedlungen in der Nähe! In Abständen glitt ein schwarzer Riesenschatten über ihn hin — seit es am frühen Morgen zu dämmern begonnen, hatte der Adler getreulich Ausschau nach ihm gehalten, als erwarte er ein Ergebnis; jetzt ist es ihm schließlich klar geworden, daß er für diesmal um die Beute betrogen worden ist.

Sehr weit gelangte Thorleif nicht an diesem Tage! Die Stute durfte sich stärken, so oft sie Gras fanden, er selber mußte sich auf halbe Rost setzen. Es war ja in erster Linie das Pferd, auf das es ankam. Was er an Kraft und Taug-

lichkeit einbüßte, nahm Flyga, wie er mit Befriedigung feststellte, in gleichem Maße zu. Bald hinkte sie nicht mehr — dann saß er auf, ritt in gelindem Trab und blieb an dem ersten saftigen Sumpf, auf den er stieß, zur Nacht.

Er hatte die Heimreise in zwei Tagen zurücklegen wollen; aber es war noch immer weit bis zum nächsten Hof, als der dritte Tag zur Neige ging. Und jetzt wurde sein Brot immer knapper.

Da Flyga jetzt ausgeruht war und wieder einigermaßen in Form, beschloß er daher am Morgen des vierten Tages, einen Richtweg über einen der Schneebergflüsse einzuschlagen. Er kannte sehr gut dessen tückische Gefahren: reißend und unberechenbar jagte die Strömung hinab, und man fürchtete, daß sich Triebsandbrunnen hier und da unter seinen milchigen Wassern verbargen — sie konnten sich für immer über Pferd und Reiter schließen! Aber er sehnte sich heim und war müde, und Flyga sehnte sich heim und war müde, außerdem kannte er ja die Furt aufs genaueste; hatte er sie auch in diesem Sommer noch nicht begangen, um so öfter war er in allen verfloßenen Sommern darüber gewatet.

*

Über wilde, tiefgespaltene Klüfte faucht der weiße Schneebergelf. Rings an seinen Rändern wechseln Moorstrecken und Klippen mit öden, kiesigen Steinflächen. Es geht abwärts, ihm entgegen . . .

Der Elf ist groß. Thorleif kann es sich selber nicht verhehlen, daß er ihm eigentlich nicht sehr behagt. Er reitet weiter hinab, wo der Flußarm breiter ist und daher weniger tief. Flyga will nicht hinaus in den reißenden Fluß — fühlt sie, daß ihr die Kräfte dazu fehlen? Aber Thorleif zwingt sie, er hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt.

Die Wasser verschlingen sie sofort; trotz Widerspruchs der

Zügel schnurrt sie herum wie eine Windfahne, und die Strömung zieht sie mit sich, bis sie wieder an das Ufer zurückgelangt.

Wieder geht es ein Stück am Ufer flußabwärts, und immer mehr dehnt der Elf sich aus — da plötzlich kehrt sie aus eigenem Antriebe um.

Da merkt Thorleif, daß er sich in der Furtstelle geirrt hat, hier liegt sie ja — und nun lenkt er das Tier zuversichtlich schräg die Riesböschung hinab, übersieht mit einem Blick die Schnellen und Wirbel des Flusses, kennt das Bereich wieder und begibt sich hinaus.

Sie hat die Furt sicher unter ihren Hufen, doch nur wenige Schritt zur Seite abgewichen, und sie gerät in grundlose Tiefen. Freilich, sie ist nicht nur ein sicherer Paßgänger, ein guter Läufer — sie ist auch ein mutiges Roß!

Das Wasser eilt, eilt . . . strömt ihr um den Bauch, es steigt höher und schlägt um die Knöchel des Reiters zusammen, er hat die Beine hoch über ihrem Bauche hochgehoben. Aber der Boden ist löcherig, und sie hat nicht Zeit, Steine hineinzurollen, um sie auszufüllen; sie muß voran. Dann glaubt der da oben aber, sie strachele, wenn das Wasser einen Augenblick um ihren Hals zusammenschlägt und ihm die Wärme auf dem Sitze nimmt. Seine Hand zittert, daß sie es bis in den Zaum hinein verspürt . . .

Es ist eine dieser gewundenen Watstellen über einen schmutzigen, tiefen Gletscherfluß . . . das einzige, womit sie sich niemals vertraut machen wird. Würde sie mit losen Zügeln und ohne Begleitung hinüberwaten müssen, so würde niemals eine Angst sie anwandeln. Aber der Bauchriemen, der Sattel und der Mann, der auf ihr saß, und am meisten noch der Zaum — der Zaum, der ihr den Kopf herniederpreßte, während sie ihn doch, um Atem schöpfen zu können, oben tragen mußte — wirkte unwillkürlich als ein Hemmnis.

Leicht war das Waten, solange der Boden fest war! Ob Steine unter ihren Hufen wegrollten, ob der Strom an ihren Beinen zerrte und sie ihr bei jedem Schritte unter dem Leibe wegschlagen wollte — dergleichen bekümmerte sie wenig. Erst wenn die morastigen Stellen, der Quicksand dort unten in der Tiefe unter den düsteren, undurchsichtigen Wellen sich zu melden begannen, erst wenn der Huf unter ihr versank und nicht wieder herauszuziehen war, weil eine Saugkraft, ein Kleister, wie sie ihn vom Sumpf her kannte, sich um ihn krallte und ihn festhielt, während der Modder eine Unwetterwolke nach oben wirbelte — erst dann geschah es, daß Schwäche sie anwandelte, daß sie unentschlossen in den schäumenden Wogen halt machte und von der Eiseskälte des wilden Gewässers durchdrungen angstvoll zu zittern begann.

Der Strom aber eilt, gelb, grau, milchig und molkicht. Nichts ist da zu sehen — nur hinaus in die gewaltigen Wirbel, nur dem heftigen Druck der Strömung Widerstand entgegenzusetzen, den Grund festhalten trotz des lebendigen Gerölls unter den Hufen und dem Luftdruck des Wassers unterm Bauche und bei diesem allem noch ihm gehorchen, ihm dort oben sich anvertrauen, nicht gehen, wie der Pferdeinstinkt es vorschreibt — geradeaus, den kürzesten Weg, sondern Winkelwege nehmen nach Führung des Zügels, in diesem kraftvoll tragenden Strome kreuzen, der jeden Augenblick sie umzukippen droht. Diese Selbstverleugnung erfordert eine derartige Hintanstellung ihrer Persönlichkeit, daß sie nicht mit allen und jedem über die Fluten gehen würde.

Sie ist mitten im Strome . . .

Unmöglich zu entscheiden, ob es vorwärts oder rückwärts geht. Das Wirbeln und Brausen der reißenden Gewässer verschluckt jeden Laut ihres Hufschlags und ihrer Watschritte. Rasch eilen die Wogen unter ihr dahin. Getrübt, undurch-

dringlich. Halberstüctes Dröhnen der Steine, die die Strömung hochhebt und wieder aufeinander prasseln läßt.

Was nun? Sie gerät in Zweifel. Wohin? Sie fragt den Zaum und die Zügel. Sich selber überlassen, würde sie den Weg wohl wissen. Sie steckt jetzt so tief in dem lebendigen, starken Wasser, daß sie sich nicht mehr aufrechthalten kann, er sollte die Zügel schießen und sie schwimmen lassen; er aber zieht im Gegenteil die Zügel an, die gegen den Strom gerichtet sind. Sie gehorcht eine Zeitlang und kämpft sich seitlich, die Vorderbrust gegen den Gischt gefehrt, ein ganzes Stück vorwärts; spürt dann aber hier den weichen Morast noch deutlicher als zuvor.

Nur zehn Schritt liegt jetzt das Ufer entfernt; aber er hält immer noch genau so störrisch und unentschlossen fest — und nun fühlt sie den Verzweiflungsdruck seines Daumens.

Da bäumt sie sich in der reißenden, wilden Flut, sie muß Luft haben, hier vermag sie nicht mehr festzustehen . . .

Im nächsten Augenblick ist sie mit beiden Vorderbeinen unten, sie tritt wie über einen Felsrand hinweg. Hals und Kopf verschwinden im gleichen Moment, Kreuz und Hinterkörper folgen nach, sie scheint einen Purzelbaum vornüber zu schlagen — und Thorleif wird nach vorn über sie hinweggeschleudert und umfängt mit gebreiteten Armen platschend das Wasser.

Spritzer und Schaum und Gischt — nur zwei Bracks, ein Pferd und ein Mann!

Er läßt die Zügel fahren, und die Strömung wirbelt ihn empor wie einen willenlosen Haufen Zeug, er hebt den Kopf über Wasser und ist in der nämlichen Minute in die Triftströmung geraten. Aber während er in rasender Geschwindigkeit rund um sie herumwirbelt, holt er mit den Armen aus und bekommt den Schwanz zu packen — und sie schwimmt mit ihm hinüber und schleppt ihn an Land.

Ein Triebsandtrichter, das Gefährlichste von allen tückischen bodenlosen Tiefen Islands, hatte sich am Ende der Furt gebildet, dicht unter dem jenseitigen Ufer — und Thorleif war der Erste, der in diesem Sommer den Fluß überquerte.

In zerschlagenem Zustande erreichten sie gegen Nachmittag den nächsten Ausmärkerhof, wo sie einen Tag und eine Nacht verbrachten, und sahen schließlich Bildaberg wieder.

*

Eine Reise nannte man jede Fahrt zu Pferde, und die Gattin küßte ihren Gemahl zärtlich ein jedes Mal, wenn er von dannen ritt. Man hegte keinen Zweifel, wohl zurückzukehren — und doch: es wußte niemand, was geschehen konnte. Es waren die Pferdehufe, auf die man sich ganz verlassen sollte!

Evend Fleuron.

Aus: „Sigurd Thorleifssons Pferde.“ Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Im Schneesturm verirrt

Eines Nachmittags, gerade nach der Mittagsstunde, senkte sich ein weißlicher Dunst auf Bildaberg und das Flußthal. Das Licht vermochte nicht durchzudringen — es blieb den ganzen Rest des Tages über halbklar. Dann gegen Abend brach die Sonne für einen Augenblick hindurch, gerade als Thorleif seine beiden kleinen Enkelsöhne hinausgeschickt hatte, um die Reitpferde einzuholen, die in dem guten Wetter draußen gewesen waren. Die Kinder begaben sich auf dem Feldwege über den Schnelläuferbach zu den Schaffställen hinaus auf den Halden, wo die Hofherde zu grasen pflegte.

Die beiden kleinen Knaben hatten nach Norden keinen Ausblick; die lange Kette von Klippen und Höhen, die den Garten von der Seite aus beschützten, hielt den Blick auf, so daß sie nicht bemerkten, wie die Felsgipfel sich in Wolken hüllten, die immer dichter und schwärzer wurden. Erst als sie den halben Weg bis zum Schafshause zurückgelegt hatten und sich zufällig umsahen, bemerkten sie dichte, weiße Schneemassen, die sich auf den Hof niederwälzten. In großen Linien, fast in Form von Sechsen, wanden sich die Flocken hindurch, die eine über der anderen; sie sahen aus wie Wettergeister, die ihre Purzelbäume schlugen.

Einen kurzen Augenblick kam ihnen der Gedanke, daß es gewiß richtiger sei, wieder zurückzulaufen; aber die Pferde konnten doch jetzt nicht weit mehr entfernt sein, und siekehrten ungern nur mit unverrichteter Sache nach Hause zurück.

Sie liefen also schneller . . .

Es dunkelte bereits gewaltig!

Daheim im Hofe fing Thorleif an unruhig zu werden und

sich Vorwürfe zu machen, daß er nicht schon längst die Kinder fortgeschickt hatte: Rotur, der es sich zur Gewohnheit gemacht, die Außensohlen aufzusuchen und längere Zeit bei ihnen zu verweilen, war ja kurz nach Mittag heimgekehrt — und Thorleif wußte wohl, daß der rote Klepper ein verwunderliches Ahnungsvermögen in bezug auf das Wetter besaß.

Eiligst begibt er sich hinaus, um nach den Knaben zu suchen; aber jetzt ist das Schneeestöber so dicht, daß er keinen Schritt weit sehen kann. Alles ein mahlendendes, kochendes Weiß! Die Umgebung versunken und der Pfad zwischen den Hügeln verdeckt und unkenntlich . . .

Es ist ihnen und auch anderen schon öfter begegnet — ebenfalls den Kindern —, daß sie drüben im Schafstall übernachten mußten, obgleich das Heim mit den warmen Betten ganz in der Nähe war. Er hofft auf jeden Fall, daß sie dort Unterschlupf gefunden haben. Er hat sich eine Schaufel mitgenommen, die er über die Schulter geworfen hat, während er mit allen Kräften seiner Lunge ruft und schreit.

Dort kommen die Pferde . . . in voller Geschwindigkeit sind sie auf dem Heimwege begriffen mit Schnell, dem Hund, an den Fersen; aber die Knaben — weshalb sind die Knaben nicht bei ihnen?

Er läuft weiter, beständig rufend . . . das Wetter schlägt ihm die Nase wieder in den Mund zurück.

Durch einen reinen Zufall stößt er auf sie.

Nun aber kann er den Rückweg und auch den Weg vorwärts nicht finden; er meint freilich mit Bestimmtheit die Richtung der Schafshütte angeben zu können — sie liegt ja ganz in der Nähe.

Er geht und geht — ein Kind an jeder Hand und das Schaufelblatt oben in die Achselhöhle geklemmt, so daß der Schaft nach hinten niederhängt. Einen Augenblick kommt ihm der Gedanke, das Gerät fortzuwerfen, aber er behält es

doch. Er hat, als er es beim Fortgehen ergriff, einen Hintergedanken mit dieser Schaufel verbunden!

Die Kälte, die im Sturme liegt, erscheint ihm entsetzlich. Sie läßt Arme und Hände ersterben und beißt durch seine dicke Schicht handgesponnener Wolle. Schneeflocken, scharf und stechend wie Eisstaub, dringen ihm in Mund und Hals und schmerzen im Gesicht. Er ist wieder in einen Schneesturm geraten, nur ärger als im Vorjahre — und die Kinder weinen und zittern vor Kälte. „Du großer Gott!“

Im Nordlande war es vor etwa zwei Jahren geschehen, daß ein Mann, ebenso wie jetzt er, eine ganze Nacht mit seinen beiden Kindern umherirrte, einem Knaben und einem Mädchen. Die Kinder starben vor Frost und Ermattung; erst das Mädchen, dann der Knabe. Der Bauer schleppte noch die beiden Leichen mit sich herum, als er endlich gegen Morgen einen Hof fand meilenweit von seinem eigenen entfernt.

Thorleif vermag kaum in der hastig jagenden Sekunde des Gedankens die Erinnerung auszuspinnen, als auch schon der eine der kleinen Jungen stolpert und liegenbleibt, so lang wie er ist. Er hebt ihn auf und säubert ihm den Mund von Schnee. Hockt sich darauf nieder und beschirmt sie. Schlägt dem einen sein Halstuch um den Hals und sein Taschentuch dem anderen. Zieht dann die wollenen Mützen über das Gesicht herab. Er flößt ihnen ein wenig Mut ins Herz — und sie schlagen die Arme um den Leib und hüpfen wie zwei junge Raben auf der Stelle herum, um sich zu erwärmen.

Die Schafshütte? Unmöglich sie zu finden, unbegreiflich, daß sie bei ihrem Umherirren nicht darauf gestoßen sind. Aber der Zufall reicht ihm wohl nicht zum zweiten Male eine Glückshand . . . nun, in Jesu Namen, so will er wieder sein Heil versuchen!

Sie gehen und gehen, strackeln, kommen wieder hoch und

gehen abermals ein wenig, wenden sich dann, um auf der Leeseite ein wenig Luft zu schöpfen. Das Schneegestöber wirbelt ihnen in den Nacken, alles verhüllend, verschleiernnd . .

In diesem Sturm, in diesem drückenden Frost sucht er und sucht; unfählich . . . eine Schafshütte, nur zweihundert Meter entfernt, als das Unwetter seinen weißen Laden vor ihm zuschlug, ist wie spurlos ausgetilgt! Und der Kälteschweiß der Angst dringt ihm aus den Poren, er fühlt, wie die Haare sich sträuben — denn nun können die Kinder nicht mehr.

Der Allweise droben, des Schicksals unerforschlicher Lenker, will er, der Herr, daß auch er wie jener Bauer im Nordland den Becher des Schmerzes bis auf den Grund leeren soll? Jesus Christus! . . . er betet wieder.

Hier steht er mit seiner Schaufel, er fühlt sie, sie liegt in seiner Hand; aber er vermag sie nicht zu unterscheiden — das Gestöber hat sie verschlungen, sie ausgelöscht. Worüber denkt er nach? Hier kann ja gar kein Zweifel walten: er hat das Schafshaus verfehlt und irrt nun ohne Richtung umher — und wenn er so fortfährt, verschwendet er nur mehr seine Kräfte.

Der Sturm durchheißt sie mehr und mehr, der Schnee weht sie zu — es bleibt nichts anderes übrig, als die Schaufel in Gebrauch zu nehmen und sich schleunigst einzugraben.

Er hüllt die Kinder in seinen Rock und setzt sie hinter seinen Rücken — dann gräbt er und schaufelt; die Handgelenke, über die der Fausthandschuh nicht reicht, schwären von der Kälte — aber er kann Schutz suchen vor dem Wetter in einem Loch, in dem er und die Kinder aufrecht sitzen können.

Er umfängt sie mit den Armen und preßt sie an sich, drückt ihre gefrorenen Hände auf seine warme Brust. Sitzt wie ein Bär, seinen schweren Kopf und den breitschultrigen Oberkörper über sie neigend. Das Gestöber deckt, kleistert sie fest.

Die Erde raucht, alle Augenblick muß er aufstehen und die Schaufel in Bewegung setzen, der Schnee ist ihm auf den Fersen und will ihn in der Grube begraben.

Hier sitzt er. Weit hinaus auf seine eigene Felsenheide ist er geraten, fern vom Hofe, vom Schafstall, jeden Augenblick vermutet er, falls das Wetter sich nur ein Geringes aufklären würde, ihn zum Greifen nahe zu sehen; aber die Aufhellung bleibt aus, und das Unwetter fährt fort in seinen gewaltigen Atemstößen . . . Heulen, Jammern, Stiergebrüll und Wolfsgeheul spuken darin.

Gegen diese Nacht in dieser Einöde erscheint ihm die Fahrt mit Flyga im vergangenen Jahre ein Kinderspiel — damals besaß er ja ein Pferd, dem er im Notfalle, geübt in der Kunst des Schlachtens, das Messer in den Hals jagen könnte, um in seinen warmen Bauch zu kriechen.

Die Kinder lassen nicht ein Wort mehr vernehmen. Er hofft, daß der Schnee sie wärme, wenn sie unterm Rucke schlafen, während er mit seiner Schaufel ständig mit dem Schneesturm ringt.

Neue Minuten eilen dahin, neue Viertelstunden; er weiß nicht, daß die Zeit verstreicht, so müht er sich, durchpeitscht vom Schnee. Sein Hirn arbeitet . . . die Phantasie gaukelt . . . und beständig läuft das Schafshaus ihm durch den Kopf.

Er sieht es vor sich, unterscheidet es in den stöbernden Wirbeln, mit denen die Erde dem Himmel ihre weißen Hände darreicht, fordernd, daß er s e i n e Schuld auf sich nehme für das, was hier geschieht — eisend, erstickend schlägt das Gestöber um ihn zusammen, als er den Kopf beugt und hineineilt.

Aus Steinsplittern errichtet, wie sie in hellen Haufen gerade herumliegen, angefertigt zum Gebrauch direkt aus der Hand der Natur. Nur an Stelle des Kalks zwischen den Splittern Soden. Ein Spizdach, dessen Sparren abermals

große Steinsplitter tragen, und abermals Soden obenauf. Oder die Soden liegen auf den morschen Holzleichen krummer, verzerrter Birkenbüsche, und von der Decke herab hängen Zweige und Reiser. Ein Brei hier drinnen auf dem Boden, aber eine Wärme — eine Wärme, die kein Tier, kein Mensch jemals vergift. Und heulend jagt das Wetter über den kleinen Erdhügel, darin er und die dampfenden Tiere versammelt sind . . .

Ach, eine Erscheinung . . . nur eine Erscheinung! Und er macht sich wieder an die Arbeit mit der Schaufel.

Da hört er es wiehern . . .

Wiehern? ist es möglich? Kommt es nicht daher, daß er sich hier in der Gefahr den Stall vorgaukelt?

Es muß die Lumme gewesen sein, die er vernommen — die Lumme im Elf hat so vielerlei Stimmen: Geheul, Jammer, der einem durch Mark und Bein geht. Die Lumme kann auch wiehern! Das Brausen um ihn her — ist es nicht das Brausen des Wetters? Oder sollte der Elf nahe sein, der Wasserfall gleich da vorn? Hat die Lumme ihn von ihrer Wache aus gewittert?

Im nächsten Augenblick faßt er sich mit der Hand an den Kopf und starrt sich fast die Augen aus den Höhlen.

Blendwerk! Sieht er wieder Gesichte? . . . phantastisch verschleiert, aber ohne einen Zweifel zu hinterlassen, tauchen dunkle Gestalten dicht neben ihm auf.

Lang und gebeugt schleppen sie sich vorwärts.

Stumm . . .

Der Schattenzug gleitet vorüber. Lautlos werden die Körper über den Schnee getragen. Die Beine kann man nicht unterscheiden. Jeder Körper hat einen Schwanz vorn hängen und einen hinten — oder sind es Hälse?

Ein Jubel durchdringt Thorleif: P f e r d e !

Kann es die Hofherde sein, die umgekehrt ist? Oder —

die Außenfeldherde? Nein, so weit kann er doch unmöglich sich verirrt haben.

Da pfeift er . . . weich, lockend . . . des Regenspfeifers sanften klingenden Pfiff.

Die lange Reihe von Pferden ist dicht bei ihm; im Gänsemarsch wandern sie dahin, um jeweils aus den Spuren ihres Vorgängers Nutzen zu ziehen.

Aber keines von ihnen hört seinen Pfiff, obwohl die meisten kaum einen Schritt von ihm entfernt sind . . .

Er begreift, daß er jetzt den Hoffnungsschimmer für eine Rettung hat, daß aber die Gelegenheit zugleich mit den Pferden in wenigen Minuten ihm entglitten sein wird — und er schüttelt die Jungen wach und ermuntert sie — sie antworten nicht, sie können vor Erschöpfung nicht reden.

Da packt er sie um den Leib, und einen unter jedem Arm, sich auf das äußerste anstrengend, schleppt er die Kinder hinter sich her, dem Schlußpferd auf den Fersen vorwärts-haftend.

Unter dem Schneesturm, in einer Wüstenei, selbst ermattet, mit seinen zwei halbsterbenden Enkeln in den bebenden Händen . . . in einem Schneegestöber so fürchterlich, daß die Erde dem Himmel ihre weißen Hände reicht, ihre Unschuld betuernd für das, was hier drunten geschieht — kann kein Kuppelsaal eines Schlosses sich mit dem kümmerlichen Erdloch messen, das sich plötzlich vor ihnen auftut. Durch-eisend, erstickend, geht das Wetter über dich hin, beug deinen Kopf, tritt zu dem niedrigen Eingang hinein, in den Schutz der Tiere dieser alten Wildnis.

Geborgen hinter einem Felskamm stehend, haben die Pferde versucht, den Schneesturm abzuwettern, als der Außenstall ihnen plötzlich einfiel . . . jetzt trotten sie bedächtig, niedergebeugt, aber in gerader Reihe, von einem Pfadfinder-Fohlen geführt, durch den heulenden Sturm zwi-

sehen den zugeschnitten Höhen dahin . . . Djn hegt eine Hoffnung: ob wohl ein Bündel Heu in der Raufe ist? Sein irdischer Herr taumelt hinter ihm drein . . . taumelt zwischen einige verschneite, aber warme Körper, die erschrocken auseinanderfahren . . . wankt weiter bis hinein in die innerste, wärmste Ecke, wo er beinahe über ein liegendes Pferd gefallen wäre, das, obwohl er sich an dessen Hals und Rücken entlangtastet, keine Anstalten macht, sich zu erheben. Hier wirft er sich mit den Knaben nieder.

Im Laufe des Winters ist der Erdboden von Dung und Heu bedeckt und festgetrampelt worden, was noch die Wärme erhöht und den Boden weich und trocken macht.

Sie liegen hier bis gegen Morgen . . .

Thorleif schläft nicht, er ruht nur und genießt die starke, tierische Wärme, die von seiner Bettgenossin, der alten Bleigsokki, Djns nun gänzlich hinfälliger Mutter, ausstrahlt. Mehrere andere Packpferde, die während des Winters auf den Außenfeldern weiden und mit den Menschen auf vertrautem Fuße leben, stehen oder liegen um sie her; die jungen Wildlinge treiben sich draußen herum.

Hätte Thorleif Phantasie besessen, so würde er, wie er hier so lag und durch das Guckloch in die Wirbel des Schneegestöbers starrte, nach Eintritt der Morgendämmerung aus den großen schieferähnlichen Steinplatten, die die Plaggen des Daches trugen, allerlei herausgelesen haben: Walfische, Klippfische, einen Seehund, der sich sonnt, eine segelnde Wolke; aber er war zu ermattet. Seine Augen hefteten sich auf den zerschundenen, narbigen Rücken und die von schweren Lasten herrührenden, geheilten Wunden der vor sich hindösenden alten Mähre. Er streichelte die alte Bleigsokki — hatte er sie einst vorm Untergange gerettet, so hatte sie jetzt durch ihren Sohn ihm ihre Schuld zurückgezahlt! — — —

Als das Wetter sich gelegt und er wieder sehen konnte,



Almannagjá. Almannerschluft
Phot. Dr. Stoedtner



Platten- oder Fladenlava
Phot. Dr. Stoedtner



Der Gullfoß (Goldener Fall)
Phot. Dr. Stoedtner

setzte er die Kinder jedes auf ein Saumpferd, packte die Pferde an der Stirnlocke und zog mit ihnen heimwärts.

Unterwegs begegnete er Steindor, der nach ihnen ausgesandt worden war.

Steindor nahm die ganze Angelegenheit auf isländisch hin —: Hatte er sich's nicht gedacht, daß Thorleif die Nacht in einem Schaf- oder Pferdestall verbracht hatte!

Aber er wurde sofort nach Heu ausgeschickt, alle Steinkrippen in der Erdhütte draußen sollten gefüllt werden.

Svend Fleuron.

Aus: „Sigurd Thorleifssons Pferde.“ Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Die Missetatenwüste

Die „Lavawüste der Missetaten“ leitet ihren Namen von den Missetätern her, die wegen ihrer Verbrechen, Raub, Mord, Brandstiftung, doch oft auch wegen geringerer Verfehlungen, wie Schaf- oder Pferdediebstahls, und nicht selten, weil sie einflußreiche Feinde hatten, — vom Gesetz, vom Hasse und der Rachsucht ihrer Gegner verfolgt — als Geächtete oder Vogelfreie in die schwer zugänglichen Einöden des unbewohnten Inlandes flüchteten, um dort Schutz und Sicherheit für ihr Leben zu suchen. Solche Flucht in die Wüste erfolgte in Island seit den ältesten geschichtlichen Zeiten bis ins 18. Jahrhundert hin. In der Wüste führten die Geächteten ein trostloses Dasein. Sie hausten in elenden Hütten oder unter überhängenden Felsen oder bauten sich aus Lavablöcken ein Art von rohem Schuttdach, dem ein Pferderückgrat als Dachfirst diente. Einzelne Trümmer solcher „Nichterwohnungen“ hat man gefunden; sie beweisen, daß die gefürchteten útilegumenn (Draußenlieger) des Ódádahraun der Geschichte und nicht allein der Sage angehören.

Die Missetatenwüste ist das größte der Lavameere Islands. Sie bedeckt ein Gebiet von mindestens 3000 Quadratkilometer und ist das Ergebnis einer unzählbaren Menge von Lavaströmen, die sich aus einundzwanzig nachgewiesenen Vulkanen oder Kratern und einer schwer festzustellenden Anzahl Spalten und sonstiger Ausbruchstellen wild übereinander und durcheinander ergossen haben. Wo die Ströme der feurigen Gesteinfluten ruhig und unbehindert flossen und in ihnen keine ungewöhnlich heftigen Gasmassen sich entwickelten, da bildeten sich bei der Erkaltung mächtige, leicht gewölbte Platten, ähnlich riesigen, flachen Kuchen oder Fla-

den mit leicht gerunzelter Oberfläche. Da die oberste Decke der glühenden Lava naturgemäß schneller erstarret als der darunter weiterfließende Feuerstrom, so entsteht oft ein leerer Zwischenraum unter der obersten Schicht, die daher hohl unter den Hufen der Pferde klingt, und diese brechen bisweilen durch die Oberfläche der Lavaschollen ein, wenn die Steindecke gar zu dünn oder durch Frost und Eis gespalten ist. Hat der Lavastrom aber Widerstand gefunden, sei es durch ihm entgegenstehende äußere Hindernisse, wie Unebenheiten des Bodens, andere Lavaströme oder dergleichen, sei es durch die Art der in ihm sich bildenden Gase, so bäumen sich die treibenden Lavaschollen auf wie Eisschollen im Sturmgebraus; sie schieben sich übereinander und durcheinander; oft türmen sie sich viele Meter hoch empor, überschlagen sich und spritzen auf; und wenn sie schließlich erkalten, dann bilden sie ein unbeschreiblich wildes Durcheinander von phantastischen und bizarren Formen und Gestalten, mit unzähligen Spitzen und Zacken, voller Blasen und Höhlungen, Spalten und Klüfte, als seien sie eine plötzlich zu Stein gewordene Meeresbrandung.

„In jenen Einöden schuf sich das Volk einst eine geheimnisvolle Welt; dorthin ließ man in langen Dämmerstunden die Gedanken schweifen. Da wurde die Wüste lebendig, und Wunderwesen bevölkerten sie. Die Zeit des Heidentums lebte auf; alles erschien altertümlich und zauberhaft. Manches rechte sich zu Riesengröße, erregte Furcht und Schrecken und war wenig für Kinder geeignet. Aber in allem galt dort Glauben und Treue, so wie das Volk es bei sich selber haben wollte. — Unholde wohnten im Gebirge; sie erschienen den Wanderern und sprachen Zaubersprüche. In der Weihnachtsnacht verschlangen sie die Hirtenknaben, aber vor Leid zersprang ihr Herz, wenn Freunde ihnen untreu wurden. In entlegenen Tälern hatten die Achter ihre Siedlungen; der

„Schattenwalter“ schützte sie vor jenen, die in bebauten Gegenden lebten. Sie fügten den Menschen Unheil zu, führten sie irre, rangen mit ihnen und überwandten sie; und hinterher stellte sich heraus, daß sie ihre Brüder waren. Auch die Geister der Verstorbenen schwebten über das Hochland. Sie konnten keine Ruhe im Grabe finden, weil niemand geweihte Erde über sie geworfen hatte; sie tanzten Geistertänze im wirbelnden Schneesturm und jammerten wie zum Sterben kranke Kinder, wenn sie Unglück oder Tod voraussahen.“ (Jón Trausti.)

Über nicht nur furchtbar und schrecklich malte die Volksphantasie die Missetatenwüste aus. Auch gar wunderbare Gebilde schuf sie dichterisch im Innern der menschenfremden Öde. Herrliche Landschaften sollten sich tief in der Wüste finden, mit silbernen Bächen, mit blühenden Blumen und singenden Vögeln, paradiesische Oasen, die aber nur Glückskinder oder die unter dem Schutze der Lichtalben Stehenden erblickten. Heute finden sich keine Blumengärten, aber auch keine Geächteten mehr in Ödádahraun. Nur verirren sich noch immer in auffallend großer Zahl Schafe in die endlose Wildnis, wo sie, wenn sie sich zu weit hineinwagen, jämmerlich verhungern oder verdursten, und hier und da stößt der Reisende auf ihre zerbröckelnden Gebeine. — — —

Als ich zum ersten Male über das Ödádahraun zog, wallten graue Nebelmassen um unseren kleinen Reitertrupp. Die Fernsicht war verhüllt, und es ließ sich kaum etwas Trostloseres, ja Unheimlicheres denken, als die unübersehbare, endlos erscheinende Öde, in der, soweit das Auge reichte, die Erde unter den düstern, graubraunen bis tiefschwarzen, erstarrten Lavaströmen begraben lag. Da konnte man begreifen, wie sich die Wüste mit Spukgestalten bevölkert. Eigenartige Lichter gießt der graue Tag über das Gewirr aufragender Klippen. Wie grimmige Riesen aus Sagozeiten,

wie graue Göttergestalten der nordischen Vorwelt reckten sich dräuend die Gesteinsmassen; sie schienen sich zu verändern, zu bewegen, als ob sie mit wuchtigen Fäusten Streithämmer und Schilde erhöben; und dann standen sie wieder starr und leblos, wenn der Blick sie traf. Gespenstergleich wie huschende Kobolde und Nachtalben flatterten Nebel und Wolkenschatten umher, und durch die trüben Dunstschichten schimmerten in ungewissem Lichte die eisbedeckten Bergabhänge, die sich vor uns auftürmten. Schwach und klein fühlt sich der Mensch vor der überwältigenden Großartigkeit dieser weltverlorenen Felsenwildnis, die ihn mit Staunen, ja mit Grausen erfüllt, und zagend dringt er zu ihr empor, als nahte er sich der hochragenden Burg der Götter der Edda.

Bei meiner Reise im Sommer des folgenden Jahres dagegen glänzte und glitzerte das dunkle steinerne Meer der Missetatenwüste unter einem wolkenlosen und fast dunstfreien Himmel im leuchtenden Glaste der Julisonne. Keine Worte können die ganze Schönheit der erhabenen Öde mit ihren wunderbar weichen Formen und matten Farben, ihren zarten Lichtern und scharfen Schatten, mit ihrer sinnbestrickenden wilden Pracht und feierlichen Unendlichkeit wiedergeben, ein Bild, das sich tief und unauslöschlich dem einprägt, der das Glück hat, es zu schauen, wie wir es damals sahen. Und wenn dann zwischen dunklen Wolken die Spätabendsonne einen schweren, tiefgoldbraunen Schein über die Lavaöde gießt, dann glüht sie plötzlich auf wie unendlicher Reichtum eines verzauberten Wunderschatzes, schöner und strahlender als alles, wovon je Sage und Dichtung uns erzählten. Und dann versinkt mählich wieder diese ganze feenhaftige Pracht im Dämmer Schatten der nordischen Mitternacht.

Heinrich Erkes.

Aus: „Aus dem unbewohnten Innern Islands.“ Verlag Fr. Wilh. Ruhfus, Dortmund.

Friedlos

Egir aß sein letztes Mahl auf dem Hof seiner Väter und nahm Abschied von den Seinen, aber er empfing vom Vater keinen Segen.

Der Sohn kehrte sich auf der Schwelle um und redete sein letztes Wort: „Schuldlos gehe ich in die Wüste. Ich schwöre es bei allen Göttern, wenn es im Himmel und auf Erden noch Götter gibt; meine Zunge soll verdorren, meine Seele im Schlangenspfuhle Nastronds verderben, wenn ich Meineid rede — ich schwöre es bei dem Heiligsten, das ich habe, bei meiner Mutter: Ich habe nicht den trunkenen Egvind zu Asche verbrannt.“

Der Vater schwieg und rührte sich nicht. Finna begleitete ihren Sohn auf seinem letzten Gange. Ein Reit- und ein Saumpferd standen draußen für ihn bereit, und sie waren beladen mit Nahrung für ein halbes Jahr, mit Kleidern, Decken und Pelzen für ein paar Jahre.

Egir führte die Pferde mit der Linken. Die Mutter hielt seine rechte Hand, unfähig, ein Wort zu sprechen, eine Träne zu vergießen. Dreimal blieb er stehen und blickte zurück. „Wie still und traulich liegt der Hof. — Hörst du die Hühner gackern und die Enten schnattern? O so herrlich ist mir die Halde hinter dem Hause noch nie erschienen; noch blühen auf ihr die Glockenblumen und nicken mir zu: ‚Lebe wohl, lebe wohl für immer und ewig!‘ O Mutter, wie mächtig ragen die weißen Berge ringsum; wie groß und schön ist dieses Land — ich wundere mich, wie lieblich Svinafell ist — so herrlich wie heute ist der Hof noch niemals mir erschienen. Hörst du nicht den Bach, der lustig am Hause vorbeihüpft? Deutlich vernehme ich sein Rauschen und Raunen, aber

traurig klingen und singen jetzt seine Wellen an mein Ohr: ‚Nie wieder, nie wieder wirst du mein Flüstern und Richern hören!‘ O wie frisch grünt der Lun, trotzdem es Winter werden will. Ich höre ihn sagen und klagen: ‚Nie wieder wirst du mein Gras mähen, nie wieder mein Heu mit dem Rechen raffen.‘ — Mutter, nirgends ist der Himmel so hoch, die Halde so lieblich, der Hof so traut, die Welt so schön wie hier in der Heimat. Aber der Bach seufzt und schluchzt: ‚Nie wieder!‘ Die Wiesen weinen: ‚Nie wieder!‘ Die Almen, Berge und Gletscher wehklagen es, die Wogen des Meeres da unten brausen es, sogar der Hofhund — hörst du ihn nicht? — heult es: ‚Nie wieder!‘ Nie wieder werde ich die Heimat und all ihre Herrlichkeit sehen.“

Eine schwere Träne tropfte aus den Augen des trotzigen Riesen. Seine Mutter ging trost- und tränenlos neben ihm. Am letzten Steinwall des Hofes blieb sie stehen und schlug ihr weites Gewand zurück, darunter sie ein Schwert getragen und verborgen hatte. „Hier ist das Schwert meines Großvaters Finbogi, der lange in Wiking fuhr und keine Furcht kannte. Achtundachtzig Jahre alt wurde er, und alle seine Feinde schlug er mit diesem Schwert — ein besseres, härteres, schärferes Eisen findest du auf Island nicht — und dir tut wahrlich jetzt eine Waffe not, die jeden Schädel zerbricht und durch Stahl und Eisen beißt. Ach, wenn dein Vater nicht alt und gebrechlich würde und meiner bedürfte, so würde ich bei dir bleiben und friedlos mit dir werden. Aber ich will für dich beten zu meinem allerbarmenden Gott, daß er in der entsetzlichen Wüste alle seine Engel um dich herfende, deine Unschuld ins helle Licht bringe und dich in Frieden heimführe zu mir. Ja, ja, es wird geschehen, denn er ist ein wunderbarer Gott.“

Egir küßte sie mit Ungestüm, und seine Stimme schluchzte: „Dir wird dein Glaube, und mir wird der Tod Ruhe bringen,

— die Mutter ist die allerletzte, die ihren Sohn verläßt. — Mutter, Mutter!“ In diesem Wort schrie sein Schmerz sich aus.

Stumm und wie erstarrt lag sie an seinem Herzen. Plötzlich fiel es ihr ein, und sie sagte hastig: „Wenn du in Not um Nahrung gerätst, so komme zur Mitternacht nach Svinafell und stoße unten vor dem Fenster den Pfiff aus, mit dem du den Edelfalken locktest — so wird in der nächsten Nacht ein großer Vorrat im Badhause liegen — ich horche Nacht für Nacht.“

„O Mutter, du liebe!“ Um nicht von seiner Rührung übermannt zu werden, riß er sich gewaltsam los und schwang sich auf den halbalten, aber wackern Gisli, während er das Halfterseil des Saumpferdes ergriff.

Seine Augen wagten nicht zurückzublicken, denn sie durften nie mehr weinen.

Der Friedlose ritt gen Nordosten. Die Gletschermassen des Lindafjallajökull, die in die grauen Wolken hineinragten, zeigten ihm die Richtung. In der schwarzen, schaurigen, endlosen Lavawüste hinter dem Jökull wollte er sich in einer Höhle verkriechen und bei Füchsen und Wölfen wohnen; denn morgen früh, wenn die Sonne im Osten aufging, war er kein Mensch mehr, sondern zum wilden Tier geworden, das jeder zum Allgemeinwohl erschlagen mußte, morgen früh war jeder Isländer sein Todfeind, jeder Hund auf ihn gehezt und tausend Bluträcher hinter ihm und auf seinen Fersen bei Tag und Nacht.

Sobald Egir die Berge erreichte, wandte er sein Roß um und blickte zurück. Das ganze Syssel (Amt), die geliebte Heimat, wo er jeden Bach und Fluß, jede Alm und Wiese kannte, lag bis zum blinkenden Meer, das an die Felsenküste brandete, unter ihm. Aber sein Auge war nicht feucht, sondern finster und drohend; das Weiße in seinem Herzen war

im Feuer der ungeheuren Ungerechtigkeit, in der Glut des heiligen Zornes gehärtet und steinhart geworden; seine Fäuste waren wie Eisen, seine Muskeln wie Stahl und seine trohige Reckenkraft noch riesiger geworden.

Verfemt und vogelfrei nennen sie mich — nein, frei von allen Geboten und Pflichten, ein freier, unbeschränkter Herr und Tyrann Islands bin ich heute geworden. Feindschaft und Fehde künde ich allem, was Mensch heißt und Odem hat, alles, was ich sehe, ist mein Eigentum — die Habe, die Saumtiere des Händlers, die Pferde, Rinder und Schafe des Bauern gehören mir. Mein Schwert ist mein Recht und meine Faust das Gesetz des Landes. Meine Hand ist wider jedermann, und wer mir nicht willig Zins und Zoll zahlt, ist dem Tode verfallen. Keiner auf Island ist stärker als ich; kraft meiner rechtlosen Riesenkraft bin ich der ruchlose König des Landes, und alles ist mir untertänig. Sieh da! Hier will ich die Probe meines Königtums machen.

Ein Bäuerlein hatte drei verlaufene Pferde aus den Bergen geholt, saß faul und frohgemut auf dem leeren Eßsack, der jetzt als Sattel diente, und grüßte freundlich den Wegfahrer, der ihn plötzlich anbrüllte: „Steig ab, aber plötzlich! Die Pferde sind mein — ich bin Egir, der Furchtbare!“ Laut heulend rannte der Bauer den Berg hinunter, als wenn ihm der „Gottseibeius“ oder ein Gespenst begegnet wäre. Gegen Abend humpelte ein Bettler zu Fuß an dem Reiter vorbei und wußte nicht, wie ihm geschah, als der unbekannte Mann zwei gute Pferde ihm schenkte. — —

*

Egir, der Friedlose, ritt am Fuß des Hofjökull und nordwärts in die furchtbare Wüste hinein. Das grüne Gras verschwand; hart, unfruchtbar und wie von den Göttern verflucht war der poröse schwarze Lavaboden, der gleichwie

ein Sieb alles Regenwasser sofort versinken ließ; unheimlich leer von allem Lebenden und in Totenstille lag dieses weite, wüste, wilde Land. Der Reiter hatte sein tapferes Herz mit Troß gepanzert, mit Menschenhaß gehärtet und fühlte kein Grauen in der ungeheuren Einöde. Er lächelte sogar, denn er sah zwei Vögel, den Regenbrachvogel mit seinem langen Schnepfenschnabel, der mit seinem lustig trillernden Didi, und den Goldregenpfeifer, der mit vergnügtem Geflatter ihn begleitete, und er nickte den Vögeln zu: „Euch tötet kein Mensch, kein Isländer, und auch ich, der Unmensch, tu euch kein Leid an; kommt mit und leistet mir Gesellschaft!“

Hier blühte noch ein letztes Blümchen, der gelbe Mauerpfeffer und der bescheidene Enzian, und einige dürftige Farnkräuter breiteten ihre Fächer; da und dort war von genügsamen Moosen und Flechten ein kleiner, graugrüner Teppich. Jedoch eine Stunde weiter blieben die Vögel zurück, die letzten, die der Verfemte sah, und jede Pflanze, jede Flechte verschwand; es wurde ihnen zu grausig in diesem Lande, das nichts als erstarrte Lava und vulkanische Asche war. Egir sah keine Blume, kein Insekt, keinen Vogel mehr. Ringsum nur die schwarze Wüste, ein furchtbarer Friedhof der Natur, und darüber die Ruhe des Todes. Hier war fortan seine Heimat; hier sollte der Friedlose fünfzehn Jahre hausen — er zählte die Zeit — fünftausendfünfhundert Tage und fünftausendfünfhundert Nächte; dann war er frei und gefriedet und wieder Mensch unter Menschen. Aber kein Sterblicher, kein einziger noch hatte die entsetzlichen Jahre und die unmenschliche Not überstanden. Er jedoch verzagte und verzweifelte nicht, sondern, stärker als sein Schicksal, bot er dem Grauen und dem Tode Troß mit ungeheurer Willensstärke und übermenschlichem Mut.

„Ha, ich zeige ihnen allen und dem ungerechten Althing, was meine Kraft ertragen und wie der Grimm des Schuld-

losen sich rächen wird. Einmal soll es heißen in unserer Saga, daß auf Island nur der eine, Egir Sigurdsjon, die schauerliche Wüste und den erbarmungslosen Winter überwunden hat.“

Sehr schwer war der Anfang. Es galt vor allen Dingen, in der wasserlosen Lava Wasser zu finden, dieses unentbehrliche Gut, diese unbedingte Voraussetzung alles Lebens. Tagelang ritt er kreuz und quer, nach einer rieselnden Quelle oder einem Regenwasserloch ausspähend — jedoch umsonst. Seine Pferde wurden immer matter, obgleich er ihnen von seinem Brot gab, und ihre Füße stolperten über die vielen Löcher der Lava, die der Flugsand verdeckte. Da fiel ihm ein altes isländisches Wort ein: Wenn der Mann keinen Rat mehr weiß, soll er sein Köpflein raten lassen. Flugs hängte er den Zügel über den Sattelknauf, klopfte den Hals des braven Gísli und kreuzte die Arme. „Nun suche du dir Wasser und Weidel!“

Das Pferd schlug sofort eine entgegengesetzte Richtung ein, die es unbeirrt beibehielt, obgleich überall nur die gespenstischen Gebilde, welche die glühende Lava beim Erstarren erzeugt, zu erblicken waren. Da sah der Reiter einen Fuchs, der um die schwarzen Blöcke schnürte, und der Anblick des schlauen Räubers, der das Schmachten durchaus nicht liebt, erfüllte ihn mit neuer Hoffnung. Gísli schlug genau den Weg ein, den die Fuchsfährte im Flugsande zeigte.

In Egirs Augen stand plötzlich ein großes Staunen, und seine rissigen Lippen lächelten und lobten den Gott seiner Mutter. Hatte er nicht vorhin, als die Angst vor dem Verdursten ihn umkrallte, an seine Mutter gedacht und halb unbewußt ihren Gott angerufen? Hier mitten in der Einöde, nach allen Seiten viele Meilen weit von der schaurigen Wüste umgeben, war eine Vertiefung, ein Talgrund, in dem ein Wässerchen sprudelte und kurzes, zartes Gras wuchs. Es war

eine Dase mitten im ungeheuren Odadahraun — dem Feld der Untaten, der Friedlosen und Verbrecher, wie die größte Lavawüste Islands genannt wird —, eine jener Dasen, die kaum eines Menschen Fuß betreten hatte, aber von denen eine dunkle Saga in den Spinnstuben erzählt wurde.

Nachdem er seinen Durst gelöscht und nach der überstandenen Not wurde er fast fröhlich. „An diesem feinen Ort, wo meine Rosse Futter finden, will ich mein Steinschloß bauen und König des Odadahraun sein — groß wie das des Dänenkönigs ist mein weites Reich, und alle Bauern sollen schweren Tribut mir zahlen, mir dem König und Tyrannen Islands, dem furchtbaren Egir. Sie sollen erfahren, daß ich die Bärenkraft und den Eisenkopf meines Ahnherrn Thordar erbeite und das Schwert Bjarnis, das durch Stein und Stahl beißt, trage.“

Sofort schleppte er geeignete, oft zweihundert Pfund schwere Lavablöcke herbei, die er geschickt schichtete, bis vier Wände standen, acht Fuß hoch. — „Ich will mich nicht bücken, sondern mein Haupt aufrecht wie ein König tragen.“ — Nun mußte aber das Haus ein Dach haben. Holz war hier nicht, doch er wußte sich zu helfen. Um Morgen war er an gebleichten Gebeinen, den Gerippen von Pferden, die in der Wildnis verlaufen und verhungert waren, vorbeigeritten. Schnell holte er die Knochen, die er als Dachbalken und Sparren über die Wände legte und mit flachen Blöcken bedeckte. Nachdem er alle Fugen und Ritzen mit Moos verstopft hatte, gefiel ihm seine Wohnung sehr wohl. Auch baute er sich aus Steinen eine Feuerstelle; ein Loch im Dach ließ den Rauch hinaus und ein wenig Licht herein. Die Hütte gab Schutz vor Regen und Sturm und auch vor dem heißen Frost, wenn ein starkes Feuer brannte. Die Feuerung freilich machte ihm viel Schwierigkeit, da meilenweit kein Strauch wuchs, und der getrocknete Pferdedung reichte kaum

zum Kochen. Das alte, knabenhaft heitere Lächeln huschte über sein hageres, hartes Gesicht: „Einmal, als wir Dreijährskinder waren, fragte mich mein teurer Bruder freundlich, ob ich einen Apfel haben wolle, und als ich danach griff, steckte er mir grinsend einen Rosapfel ins Händchen — jezo hebe ich diese Apfel wie meine Augäpfel auf, und der Brave bläht sich auf meinem Platz als Hoserbe und Ehrenmann. Die Götter treiben ihr boshaftes Spiel mit den Menschen, sitzen oben in Asgard und halten sich den Bauch vor Lachen über die lustigen Streiche des pffiffigen Floki und über die Apfellese des dummen Egir. Nein — der Gott meiner Mutter ist anders und lachte nie, ist ein Gott der Armen und Elenden, ein Helfer und Heiler in aller Not. Ich helf' mir selber mit meinem Schwert“, rief er, der oft laut mit sich selbst sprach, um in der greulichen Stille eine Menschenstimme zu hören. Er wußte sich zu helfen und ritt fast sechs Meilen, bis er auf einer Lehne Buschholz fand. Es kostete ihn einen Tag- und Nachtritt, um zwei Pferdelasten nach der Hütte zu schaffen. Trotzdem ging nie ein Seufzer über seine Lippen, sondern ein trockenes Lachen: „Das ist weise eingerichtet, damit die Zeit mir nicht zu lang werde. Ich muß wie ein Hamster speichern.“

Ein großer Holzvorrat war aufgestapelt. Wohl hatte seine Mutter ihn reichlich mit Vorräten versehen, aber er wollte frisches Fleisch haben und zum Teil einpökeln, ehe die Herden heimgetrieben wurden, denn zuviel sei besser als viel, und alle Schafe und Rinder gehörten ihm, dem Herrn von Island. „Ich kann nehmen, was ich, und töten, wen ich will, frei und straflos.“ Nach dem Gesetz des Landes konnte der Friedlose für etwaige Untaten und Verbrechen, die er während seiner Achtung beging, nicht nachher zur Rechenschaft gezogen werden. Stand es doch jedem frei, ihn wie ein wildes Tier zu erschlagen.

Also brach er nachts in die Hürde der Bauern, band den schlafenden Hirten, ohne daß sie aufwachten, die Arme und Füße kreuzweise mit einem Strick zusammen und trieb zwanzig Schafe von dannen. Auf dem nächsten Berggrücken setzte er sich bequem auf einen Stein, um das vergnügliche Schauspiel zu genießen. Als die Schläfer, vom ersten Sonnenstrahl geweckt, schnell aufspringen wollten, entstand ein greuliches Gepurzel, Gebalge und Gezeter und ein Knäuel von Menschenleibern, die sich mit den Füßen stießen und mit den Fäusten ohrfeigten. Jeder beschuldigte und beschimpfte den andern, den dummen Unfug verübt zu haben, bis sie das Fehlen der Schafe bemerkten. Wütend wollten sie den Dieb fangen, hängen und vierteilen. Als sie aber eine Fußspur im Sande sahen, wurden sie ganz zahm und zaghaft, ein Geflüster ging von Mund zu Mund: „Das sind die Fußstapfen des Furchtbaren, der hier gewesen!“ Und sie blieben, mit Steinen bewaffnet, bis zum Mittag in ihrer Steinhürde.

Der Zuschauer saß und schüttelte sich vor Lachen. „Haha, ich habe lange keinen Witz gemacht . . . Lachen ist gesund und verlängert das Leben.“

Eben diese bissigen Witze des Friedlosen haben die Bauern, die am wenigsten vertragen können, zum besten und für Bauern gehalten zu werden, am meisten erboft.

An einem schönen Herbstmorgen hatte Egir ein Verlangen nach frischer Milch, auch wollte er sich Skyr bereiten, denn Sauermilch war sein Leibgericht. Also ritt er weit gen Süden, bis er die erste Kuhherde sah. Einige Saugkälber trotteten neben ihrer Mutter her. Egir stieg langsam ab, befühlte die Kälber und sagte zum Hirten: „Die da — die beiden dicksten nehme ich.“ Sofort hatte er die beiden Kälber über sein Pferd geworfen, saß im Sattel und trabte von dannen. Der Hirte lief brüllend ihm nach: „Das Geld — die Bezahlung — das Geld!“ — Der Reiter trabte ruhig

weiter, ohne den Kopf zu kehren, die Kälber blökten, und die beiden Kühe liefen natürlich ihren Kälbern nach. Der Hirte gab zuerst das Rennen auf, aber die treuen Kuhmütter liefen viele, viele Meilen bis zur Hütte des Friedlosen, der sie molk und viel S kyr machte.

*

Eines Morgens, als Egir aus der Hütte kroch und nach dem Winde sah, kam eine von seinen Kühen mit vollem Euter und ließ sich melken. Die warme Milch mundete ihm, der Recke trank drei Kannen leer (sechs Liter). Nach seiner Gepflogenheit kletterte er nach dem Frühstück auf einen Lavafelsen, um nach allen Seiten scharf Umschau zu halten. Ein Berserker muß stets wachsam und gewaffnet und vor Überfällen auf der Hut sein. Immer kampfs- und fluchtbereit, muß er tagelang darben und dursten können, wie der Hase mit offenen Augen schlummern, wie die Maus schlüpfen, wie der Fuchs schleichen, wie der Hirsch springen, aber auch wie Wolf und Bär beißen und schlagen können. Allzeit ist der Tod hinter ihm und der Feind auf seinen Fersen; niemals weiß er, ob er den nächsten Abend oder Morgen erleben wird. Sein Gehirn muß blitzgleich denken und seine Hand blitzschnell handeln, sein Körper gegen Frost, Hitze und Mühsal, seine Seele gegen Kummer und Leid, Angst und Reue völlig unempfindlich und gefühllos sein; er muß Unmenschliches ertragen, um ein unerträgliches, unmenschliches Leben nur um einen Tag, eine Stunde zu verlängern. Dennoch hat man noch nie von einem Friedlosen gehört, daß er freiwillig seinem Leben und Leide ein Ende machte. So lieb ist dem Menschen das unleidlichste, unmenschlichste und grausigste Leben.

Egir wahrte einen kleinen gräulichen Dunst in weiter Ferne und wurde argwöhnisch — in der Lavawüste versinkt

alles Wasser und brauen keine Nebel —, das dort war eine dünne Rauchsäule. Wo Rauch und Feuer, sind Menschen. Weilten dort neue Feinde, die am Feuer ihren Imbiß bereiteten? Oder war es ein Leidensgenosse, ein Geächteter, der sein bißchen Fleisch in der Asche briet? Konnte es nicht vielleicht Pall Jónsson sein, der arme, vom Althing grausam bestrafte Fischer, der, um den Hungertod seiner Frau und Kinder zu verhüten, dem Bauern Heu genommen, aber ehrlich und reichlich bezahlt hatte? Oh, wenn er einen Menschen, einen Gefährten und Freund in seiner Einsamkeit fände, wie würde er solchen Leidensgenossen umhalsen, herzen und küssen! Dann würden sie zu zweien am Feuer sitzen und schwagen, um die endlose Winternacht zu verkürzen und die furchtbare Nachtangst zu vertreiben.

Der rasche Mann hatte seine Waffen genommen, seinen treuen Gísli gesattelt und sein Saumpferd mit Wassersäcken und Vorräten beladen. Die Begierde nach einem Menschengesicht, nach einem Gruß und Gespräch brannte zu heiß in seiner Brust, die Hoffnung gaukelte ihm vor, daß kein anderer als Pall an jenem Feuer sitze. Ungestüm, unvorsichtig ritt er der Rauchfahne entgegen, ritt er in die Falle der Bauern hinein. Am Feuer lag nur ein Mann und schief scheinbar fest. Auf den Anruf des Reiters: „Ahoi, wer bist du?“ sprang der Schläfer auf und rannte wie besessen auf eine Kluft zu, eine jener Risse und Spalten, die vor Jahrtausenden beim Erstarren der glühenden Lavamassen entstanden. Der Reiter folgte im Galopp dem Flüchtling und rief: „Halt ein! Ich tu dir nichts, wer du auch bist — und bist du friedlos, so will ich dich wie meinen Bruder herzen.“

Egir ritt unbesonnen in die Kluft, die überall steile Ränder und nur einen Zugang hatte, hinein, hörte hinter sich ein Geschrei und riß sein Roß und Lastpferd herum. Sechs Männer, die sich hinter Lavablöcken versteckt hatten, versperrten



Gletscher
Phot. Franz Otto Koch

um die wilde Wüste zu erreichen — dort hielten auch zehn schwer bewaffnete Reiter, die den Weg ihm versperreten. Schnell entschlossen sprengte er gen Sonnenaufgang, auch hier waren Menschenjäger, die das Blutgeld verdienen wollten. Die schlaue Geldgier hatte eine förmliche Treibjagd ins Werk gesetzt, um mit Übermacht den Geächteten wie einen Bären einzufesseln.

Der gehegte Mann ließ sein erschöpftes Pferd verschmaufen, schaute gen Himmel und bat den Gott seiner Mutter, daß einer jener schrecklichen Sandstürme des Odádahraun sich erheben und ihn einhüllen und verbergen möge. Jedoch hell und heiter blieb der Himmel. Der trotzige Egir verzagte noch nicht, sondern faßte, statt zu verzweifeln, einen verzweifelten Entschluß. Ein einziger, allerletzter Fluchtweg stand ihm noch offen, aber ein verrufener, schauerlicher Weg, den kein Isländer ritt.

Wenn sie bis auf den heutigen Tag in den Spinnstuben der Insel die alten Sagas erzählen, so wird es still am Herdfeuer, und manchem sträubt sich das Haar, wenn vom Stúlaskeid, der ungeheuren, grausigen Steinwüste, geredet wird, die von mächtigen Blöcken und pfeilspitzen Lavastücken, von rutschendem Schutt, darin weder Fuß noch Huf Halt finden, meilenweit übersät ist. Nur ein einziger Isländer, so melden sie, nur ein Friedloser, hat in der äußersten Not sein Roß durch diese furchtbare, steinbewaffnete Einöde gehegt, um seinen Feinden zu enttrinnen. Er hatte einen kleinen Vorsprung, die Horde der Verfolger heulte hinter ihm her. Am Stúlaskeid hielt er ein Weilchen an, um aus seinem Schlauche zu trinken, ja, er goß in einen hohlen Stein am Wege etwas Met aus dem Schlauche, und mit lauter Stimme verhöhnte der Geächtete seine Feinde. „Hier ist ein Ehrentrunck für das zahlreiche Ehrengelait. Sauft es, ihr Hunde!“ Nach diesen Worten trieb er sein wackeres Pferd, welches einen unsterb-

lichen Ruhm unter allen Pferden Islands hat, ins furchtbare Skúlaskeid hinein. Das edle Roß trug ihn Meile um Meile über die Steine, die wie scharfe Messer und spitze Pfeile waren, trug ihn, obgleich seine Beine blutige Klumpen geworden waren, und stürzte nicht im rutschenden Geröll, trotzdem seine Lunge zersprengt war. Das brave Roß rettete seinen Herrn durch die Steinwüste, die kein zweiter durchritt, aber als das Tier am Ufer der Au seinen Hals beugte, um zu saufen, brach es tot zusammen. Und der Reiter weinte bittere Tränen.

Der Reiter, der das Skúlaskeid durchquerte und seinen Jägern entrann, war der friedlose und furchtbare Egir. Jedoch sein Gewand war zerrissen, sein stolzes Antlitz hohl und leichenfahl, und sein letzter treuer Freund für ihn gestorben. Nichts, nichts als seine Waffen und die Fegen, die er auf dem Leibe trug, besaß er. Um die Last seines Pferdes zu vermindern, hatte er auf dem Todesritt Schlauch und Sack und alle Vorräte, zuletzt den Sattel hinter sich geworfen.

Sein Stolz und seine Stärke wichen nicht von ihm, als er im blanken Wasserspiegel der Svítá seine Bettlergestalt mit dem wüsten Bart und Haar betrachtete. „Meine Faust ist mein Recht — alles, was mein Auge begehrt und meine Hand ergreift, ist mein Eigentum —, kraft meiner Befehmung bin ich der schrankenlose Herr und Gebieter des Landes.“

Tief unten im Tale lag ein Gehöft mit Sodhäusern und Schuppen; aus seinem Schornstein quirkte der Abendrauch, und hinter dem Tunwall grasten Pferde und Rüge. „Ha, wie werden sie heulen und zittern und mit Zähnen klappern, wenn ich um Mitternacht plötzlich mit dem Schwertknauf an die Tür schlage und durch die Wand des Schlafgemachs meinen Befehl brülle: Der Furchtbare ist über euch

gekommen und fordert seinen Zoll und Zins — bringt einen Schaffhinken, Flachbrot, Lachs, Butter und Eier heraus und karget nicht mit dem Königszehnten, den ich heische, sonst setze ich euch den roten Hahn aufs Dach — her—r—r—aus! Ha, wie wird der dicke, fette Bauer vor meinen Lumpen sich verneigen und um Gnade winseln, wie wird die tonnenrunde Bäuerin im bloßen Hemde nach dem Vorrathshause stolpern und alles vor mir, dem Bauernschreck, ausbreiten!“

Der Berderber Islands schaute lange nach dem Rauch des Hofes und wurde versonnen. Das war seit vielen, vielen Monaten die erste Menschenwohnung, die er sah, und er dachte mit Schmerzen an Svinafell und die herrliche Halde dahinter und das blinkende Meer weit unten vor den Fenstern. „Nein, ich kann nicht den friedlichen Hof aus seiner Ruhe schrecken, ich kann der runden Bäuerin kein Suh'n nehmen,“ murmelte er.

Egir ging um die zehnte Abendstunde an dem stillen, schlafenden Hofe vorbei, in dem nicht einmal ein Hund anschlug, und durchwanderte die ganze Nacht ohne Rast und Speise. Am Morgen ergriff er ein Lamm auf der Weide, das er in der glühenden Asche halbgar briet und in seinem Heißhunger verschlang. Den Tag verschlief er hinter einem Felsen, bis die untergehende Sonne ihm ins Gesicht fiel. In der Sommernacht glühten die Berge und Gletscher wie Rosen, und alle Firnen brannten wie Purpur — da rollten ihm zwei große Tränen über die eingefallenen Wangen. Ein schmerzliches Heimweh zehrte an seinem Herzen, als wenn er, um ruhig sterben zu können, zuvor Svinafell und seine Mutter sehen müsse. „Soll ich um Mitternacht unter ihrem Fenster meinen Pfiff ertönen lassen, damit ich sie noch einmal küsse und herze und Nahrung und Kleidung von ihr erhalte? Nein, nimmermehr! Sie würde sich vor dem entsetzlichen Anblick ihres Sohnes zu Tode erschrecken und keine

frohe Stunde mehr haben; nein, die Vielgute und Vieltreue soll mich vergessen, um in Frieden zu sterben.“

*

Über Island heulten die Herbststürme, die Vorboten des finstern Winters. Wo in der Lavawüste eine Moosflechte oder ein Gräslein wuchs, wurde es dürr und fahl und von Todesfurcht befallen. Das große Sterben der paar armseligen Gewächse, die hier ihr Dasein fristeten, begann. Die genügsamen Flechten duckten sich tief, um den Tod nicht zu sehen, denn sie kannten ihren Feind, der sie tötete und lebendig begrub, — den Flugsand. Die unzähligen Löcher der Lava waren mit Sand angefüllt, der im Sommer schließ oder kleine, träge Sprünge machte. Der Herbststurm weckte und wirbelte ihn immer wilder durch die tobenden Lüfte. Winternot, Gletscherstürze, Vulkanausbrüche und Sandstürme begleiteten den Isländer durch sein Leben, aber die Sandstürme fürchtet er fast am meisten.

— Dieser Sandsturm war der schrecklichste, den jenes Menschengeschlecht gesehen hatte. Auf den zwei einzigen Wegen, die durch das innere Island führen, und die von jedem, der sie nicht reiten muß, gemieden werden, lagen drei Karawanen mit ihren Saumpferden, halb von Sandwehen verschüttet. Sie lagen da noch, als die Frühlingssonne schien, aber die dunklen Gestalten waren weiße Gerippe geworden.

Ein riesenhafter Mann, der seinen Arm schützend vor die geblendeten Augen hielt und sein erschöpftes, über jedes Lavaloch stolperndes Roß am Zügel führte, kämpfte sich durch den Sturm, dessen Wut noch stieg. Seit achtzehn Stunden umwirbelten ihn die Sandwolken, und keinen Schritt weit konnte er in der Finsternis sehen. Seine Augen waren voll Sand und brannten wie Feuer, seine Zähne knirschten Sand, sein Mund, seine Nase und Kehle waren voll Sand, Sand, der ihn langsam erstickte. Er fand kein Schuttdach vor dem

Schrecknis, sogar sein Roß hatte seinen sicheren Instinkt, hatte Weg und Steg verloren. Die Kraft des Riesen war erschöpft; er schwankte hin und her und schrie in seiner Verzweiflung zum Gott der Christen: „Ich bin müde und will zum Schlaf mich legen — o du barmherziger Christ, gib mir ein Bänklein, ein Ecklein in deinem Himmel, in deinem Hause, wo meine Mutter eine Kammer haben wird.“

Schon kniäten ihm die Knie, als sein Fuß an einen Steinhaufen stieß, eine Wegmarke, die er selbst errichtet hatte. Seine Wohnung war ganz nahe. Fünf Minuten später verschwand er in der Erde. Der im Sandsturm Verirrte hatte sein Heim — seine Höhle gefunden.

Im Hallmundarhraun, dem endlosen, erstarrten Lavameer, das in der Urzeit die vielen Krater im Nordwesten des Langjökull als Glutstrom ausgespien haben, ist eine Höhle, die heute Surtshellir heißt und die größte Islands ist.* Man findet sie schwerlich ohne Führer. Der Friedlose hatte mehrere Steinpyramiden als Wegweiser aufgeworfen, um sie leichter zu finden. Der Niederstieg war sehr beschwerlich, seine fellbekleideten Füße gingen über messerscharfe Spitzen und Kanten. Ein dunkler Saal der Unterwelt, wo er sich mit den Händen vorwärts tastete, tat sich vor Egir auf, eine fünfzehnhundert Meter lange Höhle, die etwa sechzehn Meter breit und ein sogenannter Blasenraum im Lavaström ist. Je weiter der Mann schritt, desto dämmeriger und heller wurde es — in der Mitte nämlich ist die Höhlendecke eingestürzt, und Licht von oben dringt hinab, solange die Sonne über Island scheint. Jetzt war Winter und nur eine Stunde Taglicht im Surtshellir.

* Sie soll nach Surtr, dem riesenhaften schwarzen Beherrscher der Feuerwelt Muspellsheim, benannt sein, der am Ende der Tage nach den Vorstellungen der Edderedda mit seiner Lohe Asgard und die ganze Welt in Flammen aufgehen läßt.

In einer Seitenhöhle, wo er sich eine Feuerstelle erbaut hatte, hauste der Geächtete, der seinen Feinden entronnen war. Freilich nackt und bloß, nur mit seinem Schwert am Halse, mit Hemd und Hose bekleidet, aber nicht ganz einsam, denn sein Bock Illugi folgte ihm auf Schritt und Tritt. Zum dritten Male mußte er von neuem anfangen und sich aus dem Nichts sein Dasein mit Haus, Nahrung und Kleidung schaffen. Das war jetzt viel schwerer und härter, weil es schon spät im Jahre war und der böse Winter seine allzu frühe Ankunft kündete. Noch nie hatte der beherzte Mann ein solches Grauen vor der Winternacht gehabt. Er pries es als ein Glück, da ein Zufall ihm die Höhle zeigte, die sich im Winter recht warm hielt. Die vielen Pferde-, Rinder- und Schaffknochen, die vor den Seitenhöhlen lagen, zeigten, daß hier schon Menschen gehaust hatten, wohl Friedlose vergangener Zeiten, die hier in der Erde sich verkrochen hatten.

Kraft der Not, die kein Gebot kennt, hatte der Furchtbare die Bauern — jedoch nur die wohlgestellten — gebrandschatzt, in einem Hofe Kleider und Decken, Lebensmittel und Geräte sich verschafft, auch ein Pferd und einige Schafe von der Weide genommen.

Um Wittwinter, als die Nächte endlos, unerträglich wurden, war halbgargeröstetes Schafffleisch am Morgen, Mittag und Abend seine Nahrung; denn seine Haupt Sorge und Hauptmühe war es, Feuerung herbeizuholen und sein Feuer um jeden Preis zu unterhalten. Er wußte, daß er ohne Feuer und Feuerschein dem Untergang und Wahnsinn unrettbar verfallen mußte. Oh, wie hütete er auf dem Herde sein Gut, wie geizte er mit dem Holz und getrockneten Dung! Immer wenn er schlief oder einen Streifzug machte, bedeckte er die glühenden Kohlen mit Asche, aber solange er fort war und selbst in seinen Träumen quälte ihn die Angst, daß die Kohlen erlöschen könnten.

Heute war er vor achtzehn Stunden fortgeritten, um für seine beiden Tiere, Roß und Bock, Futter zu suchen, und es war ihm gelungen, in einer Talsenkung etwas dürres Gras zu schneiden und in zwei Säcke zu füllen. Bei dem Gedanken an das fröhliche Gemecker seines Bocks, der lange gefastet hatte, ging ein heller Schimmer über sein hageres und hartes Antlitz. O wie eingefallen und eckig war es geworden, und keiner hätte den stattlichen Sohn Sigurds in diesem wüsten, wildbärtigen, wildblickenden Manne wiedererkannt.

Am Eingang der Höhle ließ er sein Pferd zurück, ohne ihm wie sonst die Vorderbeine zu fesseln; und das Kößlein stellte sich mit dem Hinterteil gegen den Sandsturm und steckte den Kopf zwischen die Vorderbeine in stumpfer Ergebung. Egir eilte durch die Höhle, nur von der Angst getrieben, daß sein Feuer erloschen sei. Ohne das Mähmäh seines Mugi zu beachten, fiel er vor dem Herde auf die Knie nieder; als wenn er bete, wühlten seine zitternden Hände die Asche fort. Oh, kein Funke zu finden — es lief ihm siedend heiß ins Haupt und eiskalt über den Rücken. Da — ganz unten glomm schwach eine Kohle, und er fing an zu blasen und zu beten, bis es knisterte im Reisig und eine Flamme hochschlug.

„Wer hat mein Leben zum zehntenmal erhalten? Der Gott meiner Mutter!“

Am Morgen war das Roß verschwunden und kehrte nicht zurück. Der Bauer, dem es gehörte, wunderte sich weiblich, als sein braver Grauer, der vor zwölf Wochen gestohlen war, hundemager, aber unbeschädigt vor der Stalltür stand.

Der Friedlose, der ohne Pferd in schlimmer Lage war, trug auch dieses Unglück mit Gleichmut und schaute mit einem schwachen Lächeln zu, wie der Bock das fade Gras verschlang, und streichelte ihn. Ja, dem Hunger ist leicht zu kochen. Da schwante ihm, daß er selbst mit dem grimmen

Wolf des Hungers seinen letzten und graufigsten Kampf bestehen müsse. Schon saß das hohläugige Gespenst auf der Türschwelle; der Friedlose hatte nur sehr geringe Fleischvorräte gesammelt. Als die Sandstürme ausgetobt hatten, kam der beißende Frost, und die Schneestürme wüteten wilder und um viele Wochen früher als sonst. Der Geächtete, der seinem Volk Fehde angesagt, seine Faust wider alle erhoben hatte, der Schreck der Bauern, der Spuk der Kinder und die Furcht Islands geworden war, hockte leidend, tiefsinnig, hungrig, verfroren und verängstigt in seiner finsternen Höhle und wärmte die erstarrten Finger an einem kümmerlichen Feuer, das er aus Angst, sein Reissig gehe zu Ende, kaum zu schüren, noch weniger aber erlöschen zu lassen wagte. Dieser rote Feuerschimmer war sein einziger Trost in dem entsetzlichen Dunkel der endlosen Winternacht. Wurde diese Kohle schwarz, so erlosch sein Leben, oder der Wahnsinn umfing seinen Geist! Der schwache Feuerschein vermochte allein die Nachtfurcht und die gräßlichen Gespenster zu vertreiben. Horch, wie draußen in der Höhle die Spukgeister lärmten, lachten und heulten! War das nicht das bleierne, boshafte Gelächter seines entseelten Bruders Floki? Oh, wie die scheußlich grinsenden Larven aus der Finsternis hervorquollen und mit gekrallten Fingern nach ihm griffen! Oh, das war Ulf, der Heuchler und Meuchler, kenntlich am brandroten Haar, aber seine klozige Nase war flach und gequetscht, und sein Gehirn floß wie ein Brei über das widerliche Gesicht. — „Fort, fort, du verruchter Verräter!“ Oh, wie viele Totenschädel wirbelten um ihn her — das waren die Feinde, die er in ehrlichem Kampfe erschlagen — und dort taumelten Köpfe ohne Körper, die Köpfe, die wie Bälle durch die Luft geflogen waren.

Ihm grauste. Er schürte das Feuer und hielt die Hände darüber, aber sein Herz war eiskalt. Der gewaltige Mann

war dem Wahnsinn nahe und schrie mit schluchzendem Munde zu dem Gott seiner Mutter, bis die Spukgestalten verschwanden. Die Stärke des Riesen war gebrochen, nicht durch Feindeskraft, sondern durch Nachtfurcht und Winternot.

Schließlich kam die Not aller Nöte über die Schwelle und in die Höhle hinein, die Hungersnot, und zermürbte, was noch an Troß in dem gewaltigen Egir war.

Er hatte sein letztes Stück Schafffleisch, das schon übel roch und Ekel erregte, verschlungen. Dann warf er sich auf sein Lager hin, um zu schlafen, immerfort zu schlafen und nicht mehr zu erwachen. Aber der Heißhunger in seinen Eingeweiden trieb ihn empor und aus der Höhle, um irgendetwas Eßbares zu suchen. Soweit sein Auge reichte, soweit sein Fuß schweifte, war nichts als tiefer Schnee, darin keine Spur eines Wildes zu entdecken. Hätte er sein Roß gehabt, so wäre er fünfzehn Meilen bis in bewohnte Gegenden geritten, um vor dem ersten besten Bauernhose zu rufen: „Bringet Zoll und Schagung dem Furchtbaren!“ In finsterner Nacht ging er fort, in finsterner Nacht taumelte er mit leeren Händen in die Höhle zurück. Oh, der Hunger bezwingt den hochgemutesten Helden. Egir war am Erliegen und hatte nur ein Verlangen, eine Gier nach Speise und immer wieder den Gedanken: „Schlachte den Bock, der doch in wenigen Tagen langsam verrecken muß! Du kannst mit seinem Fleische dein Leben eine Woche lang fristen.“

Schon wegte er sein Messer, um mit raschem Schnitt die Halsader zu durchschneiden. Da blickte ihn das Böcklein so vertrauensvoll und traurig an, daß er laut aufstöhnte, statt zuzustoßen, das Messer weit von sich schleuderte und seine Arme um Illugi schlang. „Nein, nein, ich kann nicht meinen letzten Freund ermorden und verspeisen. — Was macht's, ob ich fünf Tage früher oder später dem Hunger erliege?

Wenn es zu Ende geht, will ich mit letzter Kraft das Messer in mein Herz hineinstoßen. Komm, mein Illugi, du kannst vielleicht noch den Stall oder Heustadel eines Bauern erreichen.“

Er trug auf seinen Armen den elend mageren Bock aus der Höhle heraus, ging eine Meile weit mit ihm und trieb ihn gen Südwesten, wo er am ehesten bewohnte Gegenden erreichte. Zweimal kehrte Illugi zurück, als könne er sich von seinem Herrn nicht trennen; als er aber zum dritten Male mit eindringlichen Worten fortgetrieben wurde, trollte er sich über den Schnee und ist nicht mehr gesehen worden. Auf dem Hofe, wo er sich an die Schafrufe drängte, wurde der zugelaufene Gast, der gar kein Fleisch, aber ein sehr schönes Blies hatte, flugs mit der neuen Kennmarke versehen und zum rechtmäßigen Eigentum des Bauern gemacht.

Egir hatte seit acht Tagen keine Nahrung genossen, hatte kein Feuer mehr, das aus Mangel an Holz erlosch, und hockte hohlwangig, zum Gerippe abgemagert, auf seinem Lager. Mechanisch wezten sein Hände das Messer auf dem Stein. Er wollte ein rasches Ende machen.

Über die weite, weiße Schneefläche des Hallmundarhraun eilte eine merkwürdig gleitende, schwebende Menschengestalt. Es war ein hochgewachsener Mann in einem groben Gewand, der mit einem langen Stabe geschwind sich vorwärts stieß. Es war kein Gehen, sondern ein Gleiten, aber er kam rascher voran als ein schnelles Pferd, denn er hatte sich zwei lange Schneebretter unter die Füße gebunden. Was war sein Ziel in der von Menschen gemiedenen Einöde?

Egir prüfte die Spitze des Messers, die nadelspitz war, seufzte schwer und dachte mit seinen letzten Gedanken an seine gute Mutter.

Sein müdes Haupt fuhr empor. Draußen in der Höhle

rollerten Steine, von einem Menschenfuß in ihrer Ruhe gestört — und das war ein Geräusch, als wenn ein Stock in den Grund gestoßen werde. Nahten sich die Spukgeister und Gespenster, um in seiner Sterbestunde ihn zu ängstigen? Sein Blut erstarrte. Das war ein Menschentritt hinter ihm. Scheu emporschauend, erblickte er einen Mann und ernst-milde Züge, die ihm wohlbekannt waren.

„Pater Coelestin!“ Ein ungeheures Erstaunen ergriff seine Seele. Es war in der That der Mönch, der einst im Badhause seine Mutter getauft, und der auf Schneebrettern das wilde Hallmundarhraun durchquert hatte.

Coelestin beugte sich herab, streichelte das Haupt des Unglücklichen und sagte mit sanfter Stimme: „Egir Sigurdson, stehe auf, isß und trink, du hast noch einen weiten Weg vor dir!“ Nach diesen Worten öffnete er den mitgebrachten Sack, breitete Brot und Fleisch, Butter und Käse aus und setzte sich, um still lächelnd zuzusehen, wie Egir mit Bier die Speisen vertilgte. Erst als sein leerer Leib gesättigt war, starrte der Friedlose dem Pater ins freundliche Antlitz. „Du! Bist du ein Mensch oder ein Gott? Und allwissend? Wie wußtest du, daß ich im Surtshellir und am Hungersterben war? Kannst du Mirakel, Zeichen und Zauber tun? Warum hast du mir Nahrung gebracht, um mein elendes Leben zu verlängern?“

„Nein, ich bin ein gemeiner und sündiger Mensch. Gott allein kann Zeichen und Wunder tun im Himmel und auf Erden. Dieses alles aber, daß ich mit meinem Eßsack gekommen und hier in der Höhle bin, ist natürlich und ohne Mirakel zugegangen. Mache deine Ohren auf und höre! Vor zwölf Jahren, als wir Christen von den zornigen Heiden verfolgt, geschmäht und geschlagen wurden, floh unsere kleine Schar in die Wüste, und wir fanden diese Höhle, wo wir uns vor dem Unwetter eine Zeitlang verbargen und ein Jahr

wohnten unter viel Beten und Fasten, bis die Bahn des Evangeliums wieder frei geworden war. Die Botschaft von dem einen Gott und seinem Sohne, dem milden Christ, ist durch Island gelaufen, unsere arme, kleine Schar ist eine große Gemeinde und Menge geworden. Um so mehr geifern und toben die Heidenpriester wider uns. Auf dem Althing dieses Jahres eintausend fällt die Entscheidung, ob wir Christen auf Island geduldet und gleichberechtigt oder verfolgt, verbannt und vertrieben sein sollen. Auf dem Althing wird diesem Land und Volk Wahrheit und Lüge, Leben und Tod vorgelegt, und es soll wählen zwischen Freiheit und Knechtschaft, zwischen Himmel und Hölle. In Thingvellir wird ein Kampf entbrennen, und das Kreuz muß und wird siegen, denn der Herr ist Gott allein. Sollte aber das Althing unseren Glauben in Acht und Bann tun, so werden wir flüchtig und friedlos werden, und wir müssen uns wiederum in Klüften und Höhlen bergen vor unsern Feinden. Darum band ich Schneebretter unter meine Füße und füllte ich meinen Eßsack für die Fahrt, weil ich im Hallmundarhraun nachschauen wollte, ob der Surtshellir noch erhalten sei, und wie viele Menschen — sintemalen wir ein Heer geworden sind — darin Unterschlupf finden können, solange bis die erste Wut der Wikinger und der Würgengel vorübergegangen ist. Egir Sigurdsson, ich habe mich noch mehr gewundert als du, als ich dich an diesem Ort und noch am Leben fand. Aber ich preise Gott den Herrn, der das Gebet deiner Mutter gehört, deine große Not gesehen und mich mit Speise und Trank, gleichwie die Raben, die zum Propheten Elias in die Wüste flogen, hierher gesandt hat. Einem Könige hilft nicht seine große Macht, ein Riese wird nicht errettet durch seine große Kraft. O du reckenhafter Sohn Sigurds, wie klein und schwach und müde bist du geworden!“

„Ja, ich bin leid- und lebens- und zum Sterben müde, und

ich recke um Hilfe meine Hände zu deinem Gott und seinem Sohn, dem erbarmenden Christ.“

„Habe ich es dir nicht einst gesagt und geweissagt? Als du jung warst, hast du dich auf deine Faust verlassen, und gürtetest du dich mit deiner Kraft — aber von jetzt an wird dich ein anderer gürtet und führen, und du wirst den wahren Gott fürchten und lieben und seiner Güte vertrauen.“

Egir sprach mit bebenden Lippen: „Ja, ich glaube an den einen allmächtigen Gott — zeichne mich mit dem Kreuze als sein Eigentum!“

Der Pater schlug über seinem Haupte dreimal das Kreuz und segnete ihn. Der Geächtete, der auf Island vogelfrei und wie ein reißendes Tier der Wüste geächtet und gefürchtet war, hatte die Primsignung empfangen und den Vorhof des Christentums betreten.

Der einstige Sachsenritter, der ein armer Mönch geworden war, hatte noch immer eine Herzensneigung für alles, was edel und hochgemut, reckenhaft und ritterlich war, und lange betrachtete er mit einem Blick voll väterlicher Liebe den riesigen Mann, der um Haaresbreite dem elenden Hungertode erlegen war, der sich aber erstaunlich schnell in ein paar Stunden erholte, vom Lager hochsprang und seine mageren Arme reckte, daß die gestrafften Muskeln knackten. „Ha, ich habe noch etwas Mark in den Knochen und so viel Kraft behalten, daß ich drei kräftigen Lumpen die Knochen im Leibe zerschlagen könnte.“ — Der Pater lächelte bei diesem Rückfall ins Heidentum und drohte mit dem Finger — und Egir strich sich über die Stirn und sagte bedenklich: „O weh, als Christ darf ich nicht mehr die Bauern brandschlagen und der Bedränger des Volkes sein, als Christ muß ich Frieden halten mit jedermann und ehrlich mit meinen Händen mich ernähren — freilich weiß ich nicht, wie ich das in dieser toten Sandwüste ausführen soll.“

„Ich aber weiß es“, antwortete der Mönch, und seine Augen leuchteten. „Egir, ich habe eine gute Botschaft dir zu bringen und eine große Freude dir zu verkünden. Jener Fischer Arni, der als Hauptzeuge wider dich aussagte, hat einen Falscheid geschworen —“

Egir fuhr in Erregung hoch. „Mönch, Mönch, du hast von dem Meineid des erbärmlichen Neidlings gewußt und hast geschwiegen und meine Verdammnis nicht verhindert?“

„Laß mich erzählen, mein Sohn, und schweige, bis ich geredet habe! Jener Fischer, der sich durch Geld, die Ursache alles Übels, zur Büge, zum Falscheid bestechen ließ, hatte ein Weib, ein sehr braves Weib und sechs gesunde, pausbackige Kinder, vom Säugling an der Mutterbrust bis zum achtjährigen Bublein. Seine Gattin Ellida hatte oft meine Predigt gehört und schon die Taufe begehrt und ahnte nichts von der Schandtath ihres Mannes. Da brach im harten Frostwinter in den Fischerdörfern am Fjord eine schreckliche Seuche aus, welche die Kinder befiel und viele in zwei, drei Tagen hinwegraffte. Plötzlich wurden sie von einem Siefieber ergriffen, der Hals füllte sich mit übelriechendem Schleim, daran sie elend erstickten, wenn es nicht zum Erbrechen kam. Der Säugling Ellidas verröchelte zuerst an der Mutterbrust; am nächsten Tage erstickte der älteste Knabe, und als drei Tage verstrichen waren, hatte der Fischer sein letztes Kind, alle sechs Kinder an der Pestilenz verloren. In seiner Seelenangst und -qual hat er seinem Weibe seine Sünde und Schandtath bekannt, und Ellida rief mich in die Hütte, wo Arni verzweifelt sein Haar raufte, und drängte ihn, seinen Meineid zu bekennen und aufrichtige Buße zu thun. Er hat vor mir die Hände gerungen, daß er sich am Halse aufhängen müsse, und ich redete mit ihm, bis er aus freien Stücken erklärte, daß er seine Schuld und seinen Meineid vor dem nächsten Althing bekennen und seine böse

Tat sühnen wolle. Sollte der armfelige Mann inzwischen schwach und schwankend werden, so will ich dein Schwurzeuge sein und vor dem Gericht dich rechtfertigen und reinigen. Mein Sohn, du bist die längste Zeit friedlos und vogelfrei gewesen. Stehe auf und iß, du hast noch einen großen Weg vor dir!“

Egir nahm eine zweite Mahlzeit zu sich, band zwei Bretter unter seine Füße und begleitete den Mönch. Wie im Fluge glitten sie über den festgefrorenen Schnee, und nach sechs Stunden erreichten sie den ersten Bauernhof, an dem sie ohne Aufenthalt vorbeieilten. Außerhalb des Luns stand der nach Süden offene Schafstall, und die Tiere rupften das Heu aus der Raufe. Bei dem Anblick gedachte Egir seines getreuen Gefährten und rief unwillkürlich: „Ob mein Illugi wohl noch lebt?“ Beim Klang der Stimme kam aus der großen Schar ein Schafbock mit lautem Gemecker angesprungen. Es war Illugi, der dick und fett geworden war und gute Tage gehabt hatte, aber sofort die volle Raufe verließ und seinem lieben Herrn, den er an der Stimme wiedererkannt hatte, wie ein Hündlein folgte. Der Bauer flötete auf allen Feldern vergebens nach dem schönen Zuchtbock, der ebenso plötzlich und rätselhaft, wie er eines Tages zugelaufen kam, verschwunden war und verschwunden blieb.

Egir konnte seine heißgeliebte Heimat und die herrliche Halde und den Schirmfelsen des Hofes nicht sehen, denn es war finstere Nacht, als er mit dem Mönche auf Svinafell ankam. Und doch almete er die Luft der Heimat, nach der er seit Jahren geschmachtet, mit tiefen Zügen ein.

Seine Mutter Finna, die schneeweißes Haar hatte und gichtgekrümmt und ganz klein geworden war, nahm er wie ein Kind auf seine Arme, und sie hing an seinem Halse und weinte warme, linde Tränen. Da er noch in Acht und Bann und ein hoher Preis auf seinen Kopf gesetzt war, wurde er

im Badhause untergebracht, wo er bei etwaiger Gefahr im
geheimen Gang verschwinden konnte.

Mugi stolzierte frei auf dem Hofe herum und hielt sich
wie ein hoher Herr fern von den gemeinen Schafen, bekam
auf Svinafell das Ehrenbrot und ist nach Jahren hochbetagt
eines natürlichen Todes gestorben.

Johannes Dose.

Aus: „Das Erdfeuer, Erzählung aus Islands größter Zeit.“
Verlag W. Girardet, Essen.



DER WELTWANDERER

Dichtung und Erlebnis

Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung
für Kunstpflege in Berlin

Jeder Band, reich illustriert, gebunden 2,50 Mark

Diese neue wohlfeile Bücherreihe faßt zum erstenmal geographische Einheiten zusammen und vermittelt durch eine Sammlung von Schilderungen aus Literatur, Reiseberichten und anderen einschlägigen Quellen ein plastisches Bild der betreffenden Landschaft. Sie kommt damit den neuen Bestrebungen der geographischen Wissenschaft entgegen, indem sie nicht Beschreibungen gibt, sondern Darstellungen nach künstlerischen Gesichtspunkten, fesselnd und bildend zugleich, in angenehmer Form geboten, mit typischen Abbildungen. Die Bücher eignen sich ganz besonders für die heranwachsende Jugend.

VOM HEILIGEN NIL

Im Lande der Pharaonen

Ausgewählt und zusammengestellt von Josef Galle

Inhalt: P. Loti: Der heilige Nil / R. Voß: Philä / A. Brehm: In den Stromschnellen Nubiens / A. Brehm: Eine Wüstenreise / C. M. Kaufmann: Das Zelt in der Wüste / R. Voß: Wüstenzauber / W. Seidel: Ein Wüstensturm / R. Voß: Am Nörissee / C. M. Kaufmann: Ein Fellachendorf / E. Banse: Alexandrien / C. M. Kaufmann: Kairo a) Aus 1001 Nacht, b) Im Basar / G. Ebers: Thesen zur Zeit Ramses II. / D. Rung: Aus der ägyptischen Finsternis a) Ramsis, b) Ramadan, c) Bei den Augenkranken / Gedichte an den Nil, a) Alt-ägyptische Hymne, b) Dauthendey: Der grüne Nil, c) Dauthendey: Der Garten Pharaos.

DIE SÜDSEE

Zwischen Palmen und Korallen

Ausgewählt und zusammengestellt von Paul Schneider

Inhalt: R. L. Stevenson: Das gefährliche Inselmeer / S. de Vere Etapoole: Die blaue Lagune / Laurids Bruun: Beim Wirbelsturm / Graf S. Keyserling: Am Kilauea-Krater auf Hawaii / Jack London: Der Wajaahn / Emil Reche: Samoanische Heldenkämpfe / Norbert Jaques: Sterbende Völker / R. L. Stevenson: Die Insel der Stimmen.

VERLAG SCHERL / BERLIN

DER WELT WANDERER

Dichtung und Erlebnis

Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung
für Kunstpflege zu Berlin

Jeder Band, reich illustriert, gebunden 2,50 Mark

NEW YORK

Die atlantische Stadt

Ausgewählt und zusammengestellt von Otto Winter

Inhalt: Curt Aram: Das ist Amerika / Gustav Frenssen: Briefe aus New York / Erwin Rosen: Ein Tag in New York / Erwin Rosen: New York und die New-Yorker / Alfons Paquet: Die atlantische Stadt / Vivi Laurent: New York, von einer schwedischen Studentin gesehen / Hans Dominik: Der Zeitungsboy beim Zeitungsriesen / Hans Dominik: John Workmann gründet einen Zeitungsboy-Klub / Max Dauthendey: Sommerabend in New York / Arthur Rundt: Harlem, das New-Yorker Regerviertel / Bernhard Kellermann: Die Konferenz der Multimilliardäre auf dem Dachgarten / Arthur Rundt: Eine Vision.

AUSTRALIEN

In Busch und Sand

Ausgewählt und zusammengestellt von Alexander Troll

Inhalt: Mark Twain: Ankunft in Sydney / Dr. Albert Daiber: Zweieunddreißig Jahre unter Menschenfressern im australischen Busch / Dr. Alfred Köh: Dr. Ludwig Leichardts erste Reise durch Nordost-Australien 1843 / Friedrich Gerstäcker: Die Entdeckung des Goldes / Friedrich Gerstäcker: In den Minen / Friedrich Gerstäcker: In den Bergen / Stefan v. Kozze: Eine Känguruhjagd / Dowell O'Reilly: Dürre / Henry Lawson: Des Überländers Weib / Die Schwestern Meamei (Volksmärchen).

DAS HIMALAJAGEBIRGE

Die Throne der Götter

Ausgewählt und zusammengestellt von Otto Winter

Inhalt: Erwin Drinneberg: Im Himalaja / M. Dauthendey: Von Siliguri nach Darfschiling / M. Dauthendey: Himalajafinsternis / J. A. Sauter: Sonnenaufgang im Himalaja / Sven v. Hedin: Im Höhlenloch des Ngaritfangpo / C. Forstmann: Zum Fuße des Kantischindschinga / Kurt Vort und Beretschagi: Gefährliche Flußübergänge / G. J. Fitch: Der Kampf um den Everest a) Sturm unter dem Gipfel, b) Der höchste Punkt / C. Forstmann: Der Donknapak / Graf Hermann Kesperling: Im Zauber des Himavat / Sven v. Hedin: Eine Nacht auf dem Manasarovar / Der Himalaja in der indischen Dichtung.

VERLAG SCHERL / BERLIN

Zur Tausend-Jahrfeier der Verfassung Islands 1930

Thule / Altnordische Dichtung und Prosa

Herausgegeben von Felix Niedner

Die 24 Bände umfassende Sammlung Thule, die 1930 vollständig vorliegt, ist das großartigste Geschichtswerk des germanischen Altertums. Die erste Reihe behandelt Island, die zweite die älteste norwegische Vergangenheit in ihrer Beziehung zu Island. Ausführliche Einleitungen und Anmerkungen ergänzen und erläutern den Text. Es ist das Stammesgut der nordischen Germanen und das gesamte Weltbild der Zeit um 1000 und früher. Was die Brüder Grimm begonnen haben, ist hier erfüllt: Bewußtwerdung unseres Erbes und damit auch die Möglichkeit zur Neuformung.

Zuletzt erschienen

- XVII. *Norwegische Königs geschichten I*, geh. 9.50, geb. 12.—.
XXIII. *Islands Besiedlung und älteste Geschichte*. Mit 1 Karte.
geh. 7.—, geb. 9.50.

Früher erschienen

I. Reihe.

- I/II. *Die Edda*. 2 Bände, geh. je 4.—, geb. je 6.—.
III. *Die Geschichte vom Stalben Egil*. 9. Tsd., geh. 5.50, geb. 7.50.
IV. *Die Geschichte vom weisen Njal*. Mit 1 Karte. 7. Tsd., geh. 8.50,
geb. 11.—.
V. *Die Geschichte vom starken Grettir, dem Geächteten*. Mit 8 An-
sichten und 1 Karte. 7. Tsd., geh. 5.50, geb. 7.50.
VI. *Die Geschichte von den Leuten aus dem Lachsflussertal*. Mit
1 Karte und 1 Stammtafel. 5. Tsd., geh. 5.—, geb. 7.—.
VII. *Die Geschichte vom Goden Snorri*. (In Vorbereitung.)
VIII. *Fünf Geschichten von Rächtern und Blutrache*. Mit 2 Karten
und 1 Stammtafel, geh. 7.50, geb. 10.—.
IX. *Vier Staldengeschichten*. 5. Tsd., geh. 5.50, geb. 7.50.
X. *Fünf Geschichten aus dem westlichen Nordland*. Mit 1 Karte,
(Neuaufgabe in Vorbereitung).
XI. *Fünf Geschichten aus dem östlichen Nordland*. Mit 1 Übersichts-
karte, geh. 8.—, geb. 10.50.
XII. *Sieben Geschichten von den Ostland-Familien*. (Neuaufg. in Vorber.)
XIII. *Grönländer und Färinger Geschichten*. (Neuaufgabe in Vor-
bereitung.)

II. Reihe.

- XIV/XVI. *Snorris Königsbuch (Heimskringla)*. Drei Bände, geh.
je 8.—, geb. je 10.50.
XVIII. *Norwegische Königs geschichten. II. Sverris- und Hakons saga*.
geh. 8.50, geb. 11.—.
XIX. *Die Geschichte von den Orkaden, Dänemark und der Joms-
burg*. geh. 10.—, geb. 12.50.
XX. *Die jüngere Edda*. geh. 10.—, geb. 12.50.
XXI. *Isländische Heldenromane*. geh. 6.50, geb. 8.50.
XXII. *Die Geschichte Thidreks von Bern*. geh. 10.—, geb. 12.50.
XXIV. *Sturlungengeschichten*. Erscheint 1929.

Eugen Diederichs Verlag in Jena

11858